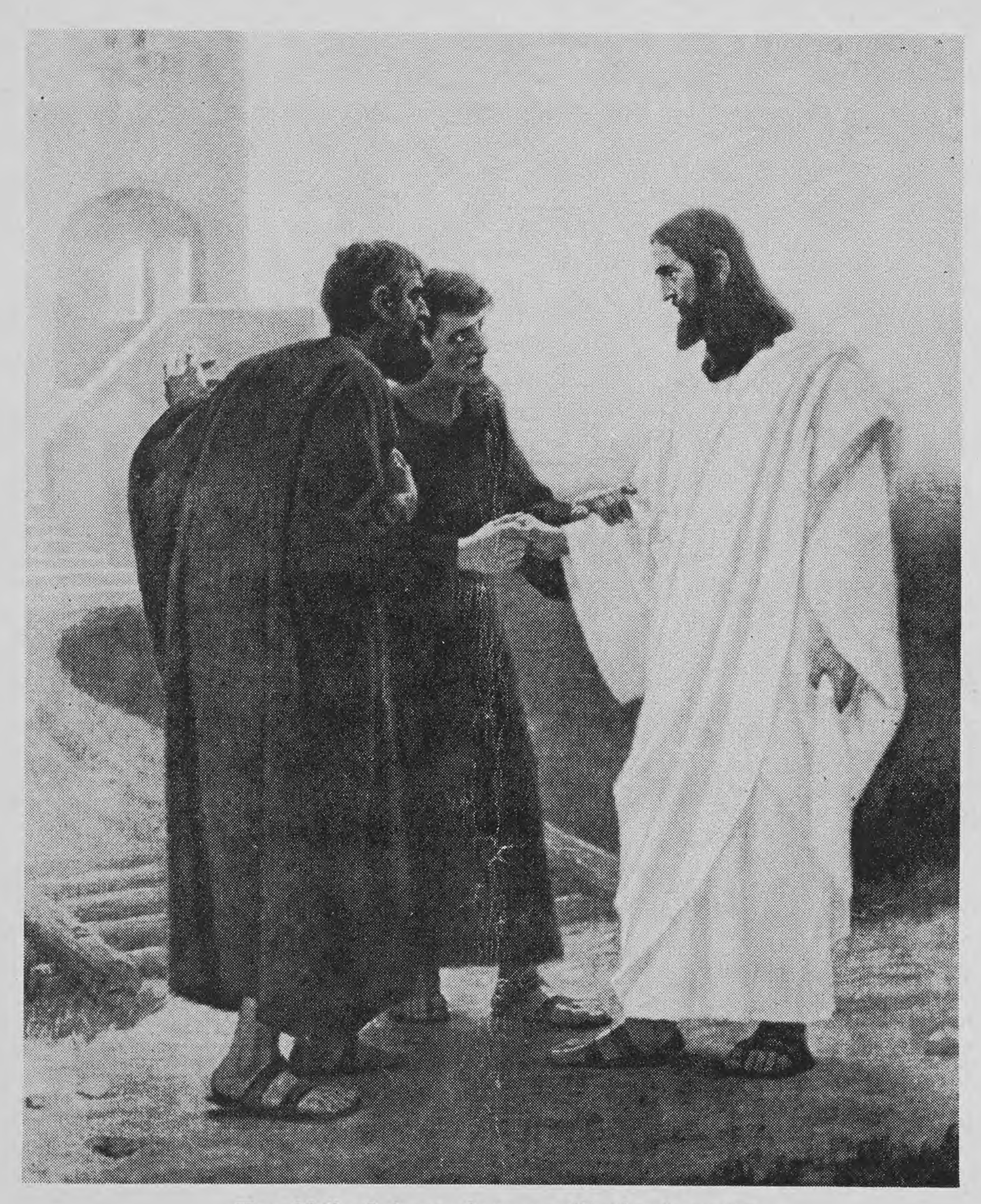


DER MARIENBOTE

April 1957



Herr bleibe bei uns, denn es will Abend werden

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

25. Jahrgang **April 1957, Battleford, Sask.** **No. 7**

"Du Sieger, Du Koenig: Siehe unsere Not!"

vom Schriftleiter

Mögen die Glocken der Kirchen und die brausenden Orgeln der Chöre, mögen die Vöglein des Frühlings und die Herzen der Menschen beim hellen Aufstrahlen des Ostermorgens auch noch so jubeln in frohen Allelujasängen: „Wir, die wir als Erstlingsgabe den Geist besitzen, tragen das Seufzen in unserem Innern voller Erwartung der Erlösung des Leibes und der Gotteskindschaft. Wohl sind wir gerettet, aber wir stehen noch im Hoffen. Was wir nicht sehen, darauf hoffen wir und warten in Geduld." (Röm. 8:23-25)

Die Auferstehung aus der Knechtschaft und aus der Schmach, tot zu sein bei lebendem Leibe, hat sich an uns noch nicht erfüllt. Immer noch sind wir in Ketten. Unsere persönliche Sittlichkeit und das Dasein der Menschen und Völker eines erschauernd unfrei gewordenen 20. Jahrhunderts — alles liegt in Ketten, geknechtet von den Mächten des Bösen. Wohl leben wir noch, doch nicht mehr wir: Das Böse lebt in uns und beherrscht uns und knechtet alle Erde.

Ein frohes Evangelium verkündet uns die Kirche am Ostermorgen. Die Worte jedoch, die sie unmittelbar vor dem Osterevangelium betet, heißen: „Du Sieger, Du König: Sieh unsre Not!"

Wem es noch gut geht, wer immer noch bei vollen Schüsseln und in aller Freiheit Ostern feiern kann wie und wo er will, merkt kaum auf diese Worte. Auch jene, die da immer noch gegen alle Hoffnung vertrauensvoll an Rettung glauben — nicht von Christus her und von der Christenreligion, sondern von der Welt, vom politischen Programm ihrer Überzeugung, von der Macht der Mächtigen und von der Weisheit der Diplomatie — auch jene werden an einem Osterbitten wie dieses nicht viel finden. Ja, dem Christen der noch „freien Welt" ist es kaum bekannt, daß es in der hohen Ostermesse überhaupt ein derartiges Bitten und Flehen gibt.

Inzwischen werden aber die ungezählten Scharen der wirklich leidenden, der wirklich Karfreitag-lebenden Kirche und Menschheit hinter dem „Eisernen Vorhang" gerade diese Worte der Ostermesse beten. Beten aus ganzem Herzen und aus bitterster Kreuzwegnot.

Hoch auf den Stufen des Weißen Hauses stand Präsident Eisenhower, als er im Januar, beim Antritt seines zweiten Amtstermines, dem amerikanischen Volke und der Welt die Botschaft seiner Überzeugung und seiner kommenden Amtshandlungen verkündigte:

„Zerrissen und erschüttert bis ins Innerste ist die Welt, die wir vor uns liegen sehen und wir erklären, daß es unser festes, durch nichts zu änderndes Programm ist, den Frieden wieder aufzubauen. Den Frieden der Gerechtigkeit in einer Welt, in der das morale Gesetz vorherrschen muß. . . Wir suchen den Frieden, denn wir wissen — wie es die Menschen aller Zeitalter gewußt — daß der Friede das einzige Klima ist, in dem auch die Freiheit gedeihen kann. Heute sind wir gezwungen, intensiver als jedes andere Zeitalter nach Frieden zu streben — denn wir sind gewarnt. Die Macht der modernen Kriegsrüstungen warnt uns, daß der Friede heute das einzige Klima ist, in dem wir uns das nackte Leben erhalten können. . . Gerechtigkeit muß in der Welt wieder herrschen. Ohne diese Gerechtigkeit werden wir uns nie von quälenden Spannungen und von unsichersten Waffenstillständen lösen können. Recht und Gesetz müssen herrschen, auf die wir uns berufen können und die geachtet bleiben von allen Nationen. Ohne Recht und Gesetz kann die Welt uns nichts weiter versprechen als jene armselige „Gerechtigkeit", die man höchsten mit einer "Augenblickshuld" vergleichen kann, die der Stärkere dem Schwachen zeigt."

So sprach Präsident Eisenhower im Januar. Seine Ansprache fand großen Beifall: Gerechtigkeit, Recht und Gesetz müssen wir der Welt erkämpfen, dann werden auch die Geister des Friedens und der Freiheit wieder zurückkehren zu uns.

Werden sie dann wirklich unter uns sein?

Am 4. November vorigen Jahres, am siebten Tage nach seiner Entlassung aus kommunistischem Gefängnis, stand Kardinal Wyszynski auf der Kanzel der Heilig-Kreuz-Kirche zu Warschau. Er predigte über den "seltsamen Widerspruch zwischen Recht und Liebe":

„Es besteht heute eine fieberhafte Rechtstätigkeit. . . Allem, was durch Rechtsvorschrift geregelt ist, wird außergewöhnliche Bedeutung beigemessen. Andererseits sehen wir aber auch die Ohnmacht des Rechtes. Obwohl die Rechtsvorschriften sich mehren und die Bibliotheken mit Bergen von Rechtsbüchern angefüllt werden, sehen wir nur zu oft die ganze seltsame Ohnmacht des Rechtes, dem es nicht gelungen ist, mit dem elementarsten Erscheinungen des persönlichen oder gemeinschaftlichen Lebens fertig zu werden. Trotz des Anwachsens und der Entwicklung nistet überall irgendein Wurm, der das menschliche Leben von innen her auffrißt.

„Wir haben den Wert des Rechtes überschätzt. Wissen wir doch . . . daß die hervorragendsten Professoren der Rechte dem Unrecht huldigen können. Der Wurm der Rechtlosigkeit reicht unerhört tief hinein in den Strom des gegenwärtigen menschlichen Lebens. Der extremste Ausdruck hierfür sind die Konzentrationslager und alle anderen Orte der Qual und Pein, wo man im Rahmen des Rechtes . . . „Dinge an Menschen begeht, die einem die Schamröte ins Gesicht treiben."

„Und trotzdem", fuhr Kardinal Wyszynski fort, „trotz allem herrscht unter den Menschen das Wollen . . . alles auf das Recht zu stützen, alles im Recht zu ordnen. Wie es sich aber zeigt, sind die gewollten Mächte des Rechtes nur all zu oft trügerisch. Es ist ja bekannt, daß der Mensch jedes Recht vergewaltigen kann. Selbst als man die Rechtsordnung durch eine nicht so sehr persönlich individuelle, als vielmehr eine gemeinschaftliche Motivierung im Namen des gemeinschaftlichen Heils retten wollte, zeigte sich, daß auch diese Motivierung nicht ausreicht. Hier kommt uns der Apostel (Paulus) zu Hilfe, der ein neues Motiv aufwirft, welches die Rechtsordnung in der Welt aufrecht erhalten soll. Dieses neue Motiv lautet: Liebe ist die Ergänzung des Rechtes. Liebe und Recht, das ist kein Widerspruch. Im wirklichen Leben ist es immer so, daß wir einfach nicht in der Lage sind, das allerkleinste Recht der allerkleinsten der kleinsten Kinder Gottes zu achten, wenn uns in unserer Sorge, das Recht zu erhalten, die Liebe nicht begleitet. . . Die Liebe ist die Erfüllung des Rechtes, sie ist die Erfüllung des Gesetzes."

Man muß schon den ganzen Text dieser aufrüttelnden Predigt lesen, alles, was dort gesagt ist über „das Recht zum Leben", „das Recht auf familiäre Einheit", „das Recht auf die grundsätzlichsten Dinge, auf die einfachsten Mittel, notwendig, um leben zu können", um die wahrhaftige „Ohnmacht des Rechtes ohne Liebe" so klar zu sehen, wie sie wirklich ist. Notwendig wäre das Nachlesen dieser Predigt eigentlich nicht, wir fühlen ja am eigenen Leibe, selbst hier in der noch „freien Welt", was an uns geschieht, und viel schlimmer noch geschieht hinter dem „Eisernen Vorhang" — eben weil es nur noch Rechte gibt, ein „jus", wie der Römer sagt, und keine „jurisprudentia", und keine Rechtsweisheit im christlichen Sinne, das heißt: keine Rechtsweisheit der Liebe!

Wir können schon verstehen, daß es viele gibt, auch unter den Katholiken, die es einfach für menschenunmöglich halten, in Politik und Weltwirtschaft Recht mit Liebe zu mischen. Die „Realpolitik" lasse sich einfach nicht auf „derartige Träumereien" bauen. Sie merken nicht, daß sie nicht mehr weltgeschichtlich, daß sie nur noch im engen Rahmen der laufenden Jahre des 20. Jahrhunderts denken können — trotz all ihrer großen Worte und schlagendsten Argumente. So etwas, wie Kardinal Wyszynski es gesagt, kann selbstverständlich nicht von so einem Denken kommen. Es kommt von der Bibel her, vom Worte Gottes. Übrigens, falls wir noch Geschichte kennen sollten: Man hat es schon einmal getan, im öffentlichen Leben Recht mit Liebe zu mischen. Das war damals, als auf die treuga und auf die capitula de pace, auf Gottesfrieden und auf „Treue und Glauben" ein ganzes Gesellschaftssystem gebaut wurde. Die Geschichte erzählt uns haargenau, welche Früchte diese Form christlicher Realpolitik, gebaut auf dem christlichen Gebot der Nächstenliebe, zeitigen konnte. Auch, warum alles das der westlichen Welt wieder verloren ging.

Dieses sei nur so beiläufig erwähnt — nicht als Aufruf, zu den Ordnungen des Mittelalters zurückzukehren, obwohl die Ordnung der Nächstenliebe heute genau so „realpolitisch" wirksam werden könnte wie sie es damals war, vor acht und neun Jahrhunderten.

Es bleibt schon so, daß Gott uns „durch Sein Evangelium ein unvergängliches Licht" (2. Tim. 1:10) aufleuchten ließ. Alles Spotten und alles zweifelnde Argumentieren gegen diese Tatsache zeigt sich nur groß und mächtig ernst. In Wirklichkeit ist es immer so, leider auch immer auf Kosten der Freiheit und des Lebens der Menschen, daß unsere Pläne der „Realpolitik" und des realen Denkens" ohne Christus ohnmächtig schon beginnen und in schrecklicher Ohnmacht enden.

Ostern, „Pascha", wie die Väter der Kirche es nannten, ist uns, die wir noch glauben und hoffen auf Christus hin, nicht nur so ein Fest, das jedes Jahr kommt und dann wieder geht. Pascha ist uns Christen ein W e g, der sich seit Jesu Auferstehung unter Kreuz und Sterben durch das Leben des Einzelmenschen und durch die Geschichte der Menschheit zieht. Ein W e g, der in umgekehrter Richtung läuft: Nicht von der Wiege zum Grabe, sondern von einem Grabe zur Wiege eines ganz neuen Lebens des Friedens, der Freiheit, der Gnade in Gott. „Du bist es nicht, der die Wurzel trägt, vielmehr trägt die Wurzel dich!" (Röm. 11:18), spricht Gott. Und darum muß zu allererst das „Ich werde nicht dienen" ins Grab, und mit ihm alles andere, was uns fernhält von Gott.

Und dann kommt der Entschluß, den wir nun einmal machen müssen, wenn wir lesen: „Ihr könnt nicht den Kelch des Herrn trinken und den Kelch der Dämonen. Ihr könnt nicht am Tische des Herrn sitzen and am Tisch der Dämonen. . . Niemand suche nur sein eigenes Wohl, sondern das des Nächsten. . Dem Herrn gehört ja doch die Erde und alles was sie birgt" (1. Kor. 10).

Da ist es wieder, das große Liebesgebot der Ostern. Und da liegt die Welt vor uns, wie eine immer noch unerlöste Erde. Wohl wissen wir, daß beides recht ist, das Recht und die Liebe. Wohl wissen wir, daß beide dasein müssen, das Recht und die Liebe — wenn wir nicht untergehen wollen! Eines aber wissen wir nicht: Wie beide zu verbinden sind zu einer Realpolitik, die Auferstehung bringt der Welt, die uns Pascha, Übergang bringt aus hilflos gewordener geistiger Blindheit und Tod ins Gelobte Land der Freiheit und des Friedens

Darum unser Osterbitten: „Du Sieger, Du König, sieh unsere Not!"

Die Leidenswoche

Die hier gebrachten Dichtungen sind in einem Schwesternklösterchen Saskatchewans erdacht und aufgeschrieben worden. Eine stille Anbeterin hat sie dem Herrn gewidmet — dem Herrn, dem sie ihr Leben als Klosterfrau geweiht. Das Frömmigkeitsleben deutscher Zunge in der westkanadischen Prairie drückt sich darin aus. Es haben die Pioniere des Westens, die Priester, die Klosterfrauen und die Laien, einen „guten Kampf" gekämpft. Gott wird geliebt, für Gott wird geopfert — nun hört auch die Prairie Sein Lob. —

Der Blutschwitzende

Wer geht so spät in die Nacht hinein,
In Trauer und in Not?
Es ist der Herr, der die Welt gemacht,
In der Nacht vor seinem Tod.
Du zitterst, Herr, Du bangst gar sehr,
Und blutig ist Dein Schweiß,
Weil auf Dir ruht der Menschheit Schuld,
Weil Du sie kennst und weißt.
Du wank'st dahin, Du Gott der Macht,
Ein Mann so voller Schmerz.
O Sünder, wende dich zu Ihm,
Komm an sein göttlich Herz.
Du aber, Jesu, erbarme Dich,
Vor ewigem Tode bewahre mich!

Der Gegeißelte

Wer steht so edel und so mild
Allein am Pfahl der Schand'?
Es ist der Herr, der die Himmel gemacht,
Und herrscht über Meer und Land.
Du läßt Dich schlagen, Herr der Welt,
Hast Wunden tief und weit,
Zu retten die Menschen vom Höllenpfuhl
Für alle Ewigkeit.
So stehst Du da, o welch ein Mann,
Der Gott, der mich erschuf.
O Sünder, schau Ihn liebend an
Und folge Seinem Ruf.
Du aber, Jesu, erbarme Dich,
Vor ewigem Tode bewahre mich!

Der Dornengekrönte

Wer ist der König im Spottgewand,
Mit einer Dornenkron?
Es ist der Richter der Welten all,
Gottes und Davids Sohn!
Du duldest, Herr, weil Gott es will,
Weil Deine Liebe drängt,
Zu sühnen für unsre große Schuld,
Die Straf', die Gott verhängt.
Dein Haupt ist blutig, der Wunden voll,
Dein Antlitz leidet Pein.
O Sünder, beug' dein stolzes Haupt,
Mach all' dein Denken rein.
Du aber, Jesu, erbarme Dich,
Vor ewigem Tode bewahre mich!

Der Kreuztragende

Wer trägt so mühsam den Berg hinauf
Des Kreuzes schweren Stamm?
Er, dein Erlöser, das Heil der Welt,
Das wahre Gotteslamm.
Du strauchelst, Herr, oft fällst Du hin,
In namenlosem Leid,
Doch Deine Marter, Deine Qual
Führt uns zur Seligkeit.
So gehst Du hin, mit blut'gem Fuß,
Den rauhen Weg entlang.
O Sünder, schreckt die Schuld dich nicht?
Ist denn dein Herz nicht bang?
Du aber, Jesu, erbarme Dich,
Vor ewigem Tode bewahre mich!

Der Gekreuzigte

Wer hängt dort doch am Kreuzesholz,
So wund, so herzensweit?
Es ist die Ew'ge Liebe selbst,
Sie sühnt der Sünde Leid!
Dem Wurm bist Du geworden gleich,
Der Menschen Spott und Hohn,
Du zahltest unsrer Sünden Sold,
Du wahrer Gottessohn.
„Es ist vollbracht!" — die große Tat,
So rufst Du sterbend aus.
O Sünder, komme doch zu Ihm,
Zurück ins Vaterhaus!
Du aber, Jesu, erbarme Dich,
Vor ewigem Tode bewahre mich!

Das Kreuzesopfer

Vor vielen Jahren war's
Da ragt' ein Kreuz empor — gewaltig groß.
Und an dem Kreuze hing das Licht vom Lichte!
Der Eingeborene aus des Vaters Schoß!
Da wollt' die Sonne nicht mehr scheinen,
Der Mond war bleich,
Und ein gewaltig Zittern
Ging über alles Erdenreich:
Denn Christus bracht' Sein Opfer dar, das blutige, hehre
Zu unserem Heil, dem Vater der Ehre.
O Herr, Dein Leid ist längst vollendet,
Du lebest nun im Glorienschein:
O zieh auch uns zu Dir hinauf,
Mach uns auf ewig Dein! —

DER FRIEDE SEI MIT EUCH!

Mit diesem frohen Gruß des Auferstandenen, der seinen Aposteln als Frucht Seines Erlöserleidens den Frieden brachte, grüßt zum

FESTE ALLER FESTE

alle Freunde und Leser des Marienboten

Die Schriftleitung

Zum Kreuzweg der Völker

Gedanken eines Heimatvertriebenen

zum Freiheitskampf in Ungarn

Anläßlich einer feierlichen Gebetsstunde der Heimatvertriebenen für das ungarische Volk in St. Antonius zu Kempten richtete P. Victricius Berndt das Wort an seine vertriebenen Brüder und Schwestern, das uns alle betrifft und trifft:

Draußen im Äther verhallen die Hilferufe eines gequälten und vergewaltigten Volkes. Das Wort will uns auf den Lippen verstummen, wenn wir bedenken, was sich eben in dieser Stunde dort abspielt, wo in den letzten Tagen durch uns gleiche Opfer von Gut und Leben der Freiheit ein Weg gebahnt schien. Millionenfach blutbefleckte Hände geben das Zeichen zu neuem Mord. Verlassen von aller Welt, stehen neun Millionen Menschen mit nackten Armen gegen eine Macht, die über das Waffenpotential der größten und grausamsten aller Diktaturen verfügt. Im Namen des Atheisten Marx und der zynischen Verwirklicher seiner Ideen wird im Land des Heiligen Stephan verbrecherisch niedergetrampelt, was tausend Jahre christlichen Lebens aufgebaut haben. Die Macht Satans wütet gegen Kinder, Frauen und Männer, deren Herzen lodern für die von Gott gesetzte Freiheit und Würde des Menschen.

In dieser Stunde weiß ich Euch kein menschliches Wort zu sagen, meine Brüder und Schwestern. Meine Gedanken gehen weit zurück in die Geschichte der Offenbarung. Am Fluße Kebar, der seine Wasser aus dem Euphrat über Babel und Nippur wieder zum Euphrat zurückführt, sehe ich einen heimatvertriebenen Priester stehen. Sein Land ist ausgeraubt, sein Volk vertrieben. Die einen versklavt, die andern ganz besessen vom Geist des Geschäftes, drohen seine Landsleute auf fremdem Boden bei fremden Göttern der geschichtlichen Aufgabe ihres Volkes zu vergessen. Ezechiel aber ringt um die Seele seiner verbannten Brüder, und die Macht des Herrn ist mit ihm.

Wie ein Sturm von Norden, wie eine große Wolke, wie ein flackerndes Feuer offenbart sich ihm der lebendige Gott in einer gewaltigen Schau. Der verzagte Prophet, der an der Welt verzweifeln will, wird emporgerissen: „Du Menschensohn, fürchte dich nicht vor ihnen und erschrick nicht vor ihren Worten, wenn auch Dornen und Disteln vor dir sind und du auf Skorpionen sitzen mußt. Du sollst meine Worte zu ihnen reden, ob sie hören wollen oder nicht."

Und meine Hand wird ausgestreckt gegen den Gottesmann und darauf liegt eine Buchrolle. Und der Herr entfaltet dis Buchrolle. Geschrieben aber steht auf ihr: „Klage, Seufzen und Wehe" (Ez. 1. u. 2.).

Der Bericht fällt mir ein, meine Brüder und Schwestern, in dieser Stunde, da wir alle verzagen möchten. Fühlt sich die kleine Schar der wirklich Gläubigen nicht gerade jetzt hingerückt an die Spitze des bedrückten Priesters am Kebarfluß?

Aber nicht eine Buchrolle entfaltet Gott vor unseren Augen. Im Zeitgeschehen selbst läßt er uns lesen. Und ebenso schauerlich wie dem Propheten fällt es uns in Auge und Ohr: Klage, Seufzen und Wehe.

Klage, Seufzen und Wehe über uns gebracht durch die Abkehr von Gott und seinem Wort, durch die Hinwendung zum Nur-Irdischen, durch die Dummheit eines übertriebenen Nationalismus, durch die Bosheit der Anhänger des Atheisten Marx.

Es klagen die Farbigen gegen die Geschäftsgier gottvergessener weißer Beutemacher. Es klagen die kleinen Völker über die entsetzlichen Machenschaften der Großmächte. Es klagen die Unterdrückten und Vertriebenen in Europa und Asien über den Urheber ihres Unheil im roten Kreml.

Seufzen erfüllt die Erde, die, noch feucht von dem Blut und den Tränen des letzten Krieges, Zeugin neuer Schrecken wird. Es seufzen die Gefangenen in den marxistischen Arbeits- und Konzentrationslagern von den Ufern der Elbe bis in die Polarnacht von Workute. Es seufzen die Gequälten und Gefolterten

---

Nicht zu Unrecht, Brüder, liest man heute den Psalm, in dem der Prophet auffordert, frohlocken und froh zu sein. Denn alle Geschöpfe lädt der heilige David zum Feste - dieses Tages ein. Heute wird ja durch Christi Auferstehung die Unterwelt geöffnet, durch die Neugetauften der Kirche die Erde erneuert, der Himmel durch den Heiligen Geist aufgeschlossen. Die geöffnete Unterwelt gibt die Toten zurück, die erneuerte Erde sproßt Auferstehende, der aufgeschlossene Himmel nimmt die Auffahrenden auf. Es fährt ja hinauf der Schächer ins Paradies, der Heiligen Leiber gehen ein in die Heilige Stadt, zu den Lebendigen kehren zurück die Toten, und in einem bestimmten Fortschritt erheben sich bei Christi Auferstehung alle Elemente zum Höheren. Denn die Auferstehung Christi ist für die Verstorbenen das Leben, für die Sünder die Verzeihung, für die Heiligen die ewige Herrlichkeit. *Aus der Predigt des hl. Bischofs Maximin auf Ostern*

in den roten Kerkern von Torgau und Bautzen bis in die Salzwüste von Kasakstan.

Wehe, unsägliches Wehe schreit auf über den Städten und Dörfern Ungarns, jenes Ungarn, das ein Jahrtausend lang geholfen hat, die Völker des Abendlandes vor dem Schrecken der Türken zu bewahren. Wehe rufen die Sterbenden, die Ausgelieferten und Verschleppten. Unbeschreibliches Wehe schweigt uns herzzerreißend entgegen aus den Augen des kleinen Mädchens, das am Straßenrand von Budapest steht, das windige Kleidchen blutbespritzt, und daneben die Leichen von Vater und Mutter und acht Geschwistern.

Welche Hand vermöchte zu beschreiben, welcher Mund zu vermelden, was wir zu sehen bekommen, hinter dem Flitter unserer Straßen, hinter der Geschäftigkeit des modernen Lebens, hinter der humanistischen Lüge unserer Tage.

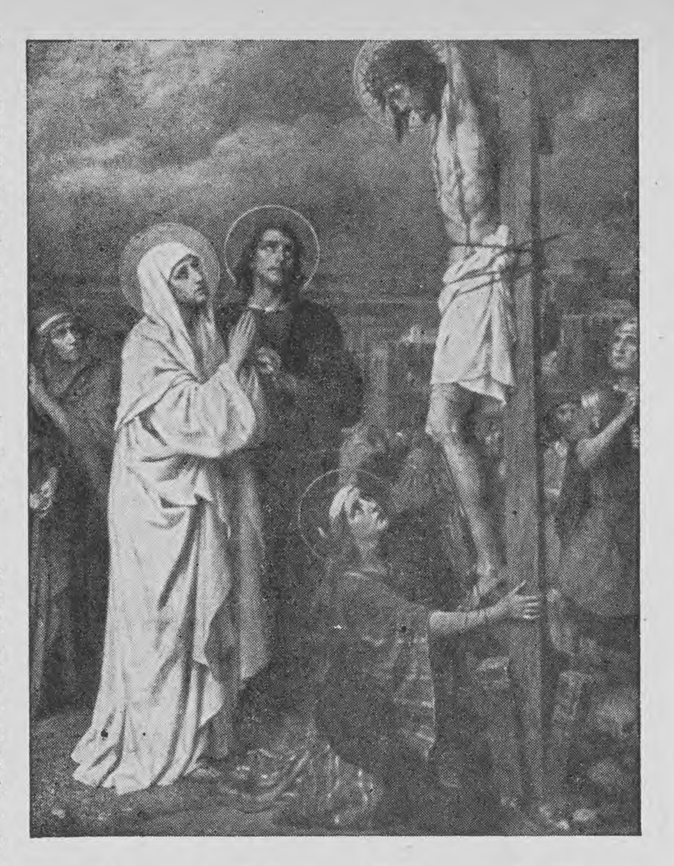
Mit eisernem Griffel hat der Herr auf unsere Seite im Buch der Zeiten geschrieben: „Wo ihr Freiheit wollt, ohne Bindung an den heiligen Gott, dort führt eurer Liberalismus zur Knechtschaft. Wo ihr Bildung erstrebt ohne Formung des christlichen Herzens, dort erzieht die Schule eure künftigen Henker und Folterknechte. Wo ihr die rechte Liebe zum eigenen Volk ersetzt durch den Haß gegen andere Völker, dort baut ihr die Straße zum bestialischen Untergang aller menschlichen Gemeinschaft. Wo ihr eine soziale Demokratie im Namen des Gottesleugners Marx verwirklichen wollt, dort endet euer Weg unweigerlich in den Folterkammern des Bolschewismus."

So müßten alle lesen, lapidar und eindrucksvoll aus den Ereignissen, deren Zeugen wir sind. Aber sie lesen nicht. Die einen können nicht lesen aus Dummheit. Die anderen wollen nicht lesen aus Bosheit. Die Dritten kümmern sich nicht aus Gleichgültigkeit. Und so bleibt Gottes Zeigefinger stehen auf den furchtbaren Worten: Klage. Seufze und Wehe, bis wir gelernt haben, zu lesen und zu begreifen.

Meine Brüder und Schwestern, das ist ein trübes Bild; aber niemand hat ein Recht, seine dunklen Schatten abzuschwächen.

Auf eine andere Vision nur laßt mich verweisen, die euch aufrichten soll, damit ihr nicht mutlos werdet und niedergedrückt. Fünfhundert Jahre nach jener prophetischen Gottesschau in Babylon steht ein anderer Mann geächtet, vertrieben, verfolgt und einsam auf einer fernen Insel. Er hat den Herrn einst von Angesicht gekannt, war unter seinem Kreuz gestanden und sah sein Blut herunterfließen, auf daß das Blut der Menschen nicht weiter vergossen werde. Er war Zeuge der Herrlichkeit des Auferstandenen und sah die Glorie des zum Himmel Emporsteigenden. Er mußte doppelt ringen um das Verstehen der grausamen Wirklichkeit, die den Anhängern des triumphierenden Herrn Qualen und Verbannung und Tod bereitet.

Und auch ihm ward die Herrlichkeit Gottes offenbar, umgeben von den Scharen derer, die wie wir durch die Trübsal dieser Erde gegangen waren. Und



Des ersten Kreuzes Tränen und Blut

auch ihm wird eine Buchrolle entgegengehalten, die Gottes Entschlüsse birgt. Der Apostel möchte die Zwietracht des eigenen Herzens einigen, er möchte eine Anwort wissen nach dem Sinn des Leides, die ihm tausendfach aus den Hörern unter seiner Kanzel entgegenschlägt. Er streckt hastig die Hände aus, um das Buch zu empfangen und zu lesen.

Aber die Rolle ist mit Bändern umschlungen und mit sieben Siegeln verschlossen. Niemand, weder im Himmel noch auf der Erde, noch unter der Erde vermag das Buch zu öffnen und einzusehen. Da beginnt der Apostel heftig zu weinen, weil niemand würdig ist, das Buch zu öffnen und in die Entschlüsse Gottes Einsicht nehmen kann.

Und es geschieht das Tröstliche für uns. Der Apostel hört eine Stimme aus dem Kreis der Ältesten um Gottes Thron: „Weine nicht! Siehe, gesiegt hat der Löwe aus dem Stamme Juda, die Wurzel Davids, um das Buch und seine sieben Siegel zu öffnen."

Und in demselben Augenblick erscheint ihm der gemarterte und verklärte Herr im Symbol des Lammes. Und er nimmt die Buchrolle mit den Ratschlüssen Gottes in seine Hand und der triumphierende Chor der Engel und Heiligen fällt anbetend nieder und singt ein Lied, das bisher niemand gehört hat: „Würdig bist Du, das Buch zu nehmen und seine Siegel zu öffnen; denn Du bist geschlachtet worden und hast für Gott durch Dein Blut Menschen aus

jedem Stamm und jeder Sprache und jedem Volk und jeder Nation erkauft und hast sie für unseren Gott zu einem Königreich und zu Priestern gemacht, und sie werden herrschen auf der Erde." (Vergl. Off. 5, 1–14.)

Das ist die sieghafte christliche Morgensonne über dem Dämmerlicht der Gottesschau vom Kebarfluß. Sie muß in dieser Stunde, meine Brüder und Schwestern, da die dunklen Gesetze Babylons uns blutigrot umdüstern, euren Herzen Licht und Richtung geben. Der christliche Seher steht mitten in der Verfolgung. Er leidet an seinem eigenen Schicksal und am Schicksal seiner Brüder. Und dennoch wird ihm in seiner Schauung nicht zuerst ein Verzeichnis der Qualen vor Augen gestellt. In der Ausweglosigkeit des Weltgeschehens wird vielmehr sein Antlitz auf das Bild des Gottessohnes hingelenkt. Von dort her soll sich ihm der Sinn aller irdischen Trübsal enthüllen.

Christus ist Mensch geworden. Er hat den Menschen nicht weitschweifende Darlegungen über den Sinn und das Ziel der zeitlichen Ereignisse geboten. Er hat menschliches Schicksal auf sich genommen und ist in einem heldenhaften Erdenleben Bruder unter Brüdern geworden. Er hat uns Menschen in brüderliche Nähe gerückt. Über die Völker und Nationen, über die Sprachen und Grenzen hinweg sind wir dadurch eine große Familie geworden, die zusammengehört.

Meine Brüder und Schwestern, was bedeutet das für den gegenwärtigen Augenblick? Wir können das Gemeine, die Niedertracht und Grausamkeit nicht aus der Welt hinausreden, auch nicht mit religiösen Darlegungen. Sie sind da, unheilvoll, erschreckend, fast erdrückend. Christus selbst gibt uns nirgends die Aussicht darauf, daß es einmal wesentlich anders sein werde in der Welt, so lange sie in diesem Zustand besteht. Er hält keinen weichen, sentimentalen Trost für uns bereit. Sein Aufruf heißt: „Fürchtet Euch nicht, auch wenn Ihr Dornen und Disteln um Euch seht und Ihr auf Skorpionen sitzen müßt, Ihr sollt meine Wahrheit verkünden." Er nimmt uns nicht aus dem Kampf und der Trübsal des irdischen Unterganges heraus. Er zeigt uns seine verklärten Wunden und sagt uns eindeutig, klar und bestimmt: „Seid getrost, ich habe die Welt überwunden." (Joh. 16, 33.) Auf seine nach Leiden und Tod verklärte Menschheit sollen wir in diesem Augenblick schauen. Im Vertrauen darauf, daß er der Herr ist, dem alle Welt gehört, der allein das letzte Wort spricht. Nicht der Atheist Marx und seine Anhänger sprechen dieses letzte Wort. Nicht der Menschenmörder Stalin und seine gelehrigen Schüler haben das letzte Verfügungsrecht über den Menschen, sondern Er, der Herr. Unser Leben ist Teilnahme an seinem Leben. In seiner Kraft bestehen wir die Bewährung. Mit Ihm gehen wir durch die harte Trübsal der Zeit auf den siegreichen Tag Gottes zu.

Das ist für uns gerade in dieser Stunde so wichtig, Das war die Kraft der Martyrer aller Zeiten, das ist die Stärke aller derer, die sich heute bis zum menschlichen Unterliegen für Recht und Freiheit einsetzen. Wir alle wissen: das letzte Wort heißt: Leben, Freiheit und Vollendung in Gott, „Wer überwindet, dem werde ich geben, mit mir auf meinem Thron zu sitzen, wie auch ich gesiegt und mich zu meinem Vater auf seinen Thron gesetzt habe." (Off. 3, 21.) Das ist die herrliche Offenbarung Jesu Christi, das ist die beglückende Lehre seiner Kirche.

Daraus folgt auch das rechte Verhalten für uns hier und heute. Uns Heimatvertriebenen aus Böhmen, Mähren und Schlesien, die durch Jahrhunderte mit der ungarischen Nation in einer großen Völkergemeinschaft zusammengelebt haben, brennen ihre heutigen Leiden tief auf der Seele. Wir erinnern uns der eigenen Erfahrungen mit den Bolschewisten. Bei jedem neuen Schreckensbericht aus Budapest sind wir uns klar darüber, daß solche Vernichtung auch uns hätte treffen können, wenn Gott das Böse von 1938 bis 1945 nicht doch zum Guten gewandt hätte. Es wird uns in dieser Stunde auch bewußt, wieviel Schuld auf uns Stämmen und Völkern des ostmitteleuropäischen Raumes liegt, weil wir es in den letzten zwei oder drei Generationen nicht fertig gebracht haben, aus dem christlichen Erbe der Väter heraus in freier und großzügiger Zusammenarbeit einen sicheren, heimatlichen Staat für alle zu schaffen. Es wäre schlimm, wollten wir für Ungarn beten, ohne gleichzeitig Folgerungen zu ziehen.

„Du hast uns losgekauft durch Dein Blut aus allen Stämmen und Sprachen und Völkern und Nationen und hast uns für unseren Gott zu einem Königreich gemacht." Wir wissen, meine Brüder und Schwestern, daß der Glanz und die Herrlichkeit dieses Königtums erst anbrechen kann, wenn die Erdenzeit vorüber ist, wenn der Teufel und seine Helfershelfer endgültig dem Abgrund anheim gegeben sind. Trotzdem aber müssen die Tatsachen der übernatürlichen Wahrheit wegweisend sein auch für unser Handeln im übernatürlichen Bereich. Wir müssen lernen, auf das Gotteslamm zu schauen, und beginnen, jenes neue Lied gemeinsam zu singen, damit es unserem Herzen aufgehe: Stamm und Sprache und Volk sind zwar große Werte, die wir pflegen wollen, sie werden aber überstrahlt von jener gewaltigen Wirklichkeit, daß wir über alle Grenzen hinweg zusammengehören, weil der Herr für uns alle sein Blut zum Kaufpreis gegeben hat.

Meine Brüder und Schwestern, wenn wir es doch in dieser Stunde klar erkennen würden, wir Deutschen aus den östlichen Räumen, Tschechen, Slowaken, Ungarn, Rumänen, Polen und Balten und alle anderen, daß hier die Plattform zu finden ist, auf der wir alle miteinander stehen und unsere gemeinsame Zukunft bauen können.

Mögen der Kampf und das Blut des ungarischen Volkes, das in seiner großen Mehrzahl treu katholisch ist, uns allen die Glaubenskraft und die Gnade der Einsicht erkaufen. Wir aber, meine Brüder und Schwestern, wollen mit betenden Händen hinter diesem kämpfenden Volk stehen, daß Gott ihm die Kraft gebe, wie einst die kleine Schar der Makkabäer den Kampf für Seine ewige Ordnung zu bestehen, daß er es nicht verlasse, wo es von aller Welt verlassen, einsam, mit nackten Händen gegen die Übermacht der Hölle standhalten muß.

Der Wirt von Emmaus

von Ancilla Regis

„Tief drunten in Rußland erlebte ich Ostern wie nie zuvor und vielleicht auch nie mehr künftig im Leben", erzählt der Heimkehrer versonnen, „denn da bin ich dem Wirt von Emmaus begegnet und habe an dem Tisch gesessen, an dem der Herr mit seinen Jüngern gerastet." Seine Angehörigen blickten ihn verwundert an. Emmaus — das lag doch im Heiligen Lande — wie kam er zu dieser Behauptung? Aber er lächelte eigen und sagte nach einer Pause: „Die Heilsgeschichte wirkt weiter bis in unsere Tage hinein, ihr werdet es mir gleich bestätigen, wenn ich euch von dem Russen erzähle, dem ich in jenem Dorf hinterm Knie des Don begegnete. Es waren noch jene Tage, da wir zuversichtlich in die Zukunft sahen, noch war die Front nicht ins Wanken geraten. Ich lag dort mit meinen Leuten im Quartier.

Wir hatten ruhige Tage, und eines Abends suchte ich auch die kleine unscheinbare Schenke am Dorfrand auf, denn ich wußte, daß deutsches Bier dorthin transportiert worden war. Rein äußerlich unterschied sie sich kaum von den geduckten Katen der armen Bauern des Dorfes. Aber als ich eintrat, blieb ich fast betroffen stehen, so sauber und licht sahen mir die frisch geweißten Wände entgegen, die blanken Tische! Auch der alte Mann hinter der Theke machte einen guten Eindruck, er starrte nicht so von Schmutz, wie wir es bei vielen Russen gesehen hatten, die irgendeinen Ausschank bedienten. Sein langer Bart war sogar blütenweiß, wie frisch gewachsen. Ansonsten war er das Urbild eines russischen Dörflers, mehr breit als groß, ein faltenreiches Gesicht mit hohen Wangenbögen und hellen Augen und einem einfältigen Lächeln um den Mund.

Ich setzte mich ohne Umschweife an den nächstbesten Tisch. In einer bauchigen Vase standen ein paar künstliche Blumen — Osterblumen. Ja, ich erinnerte mich, daß wir in wenigen Tagen Ostern hatten, man vergaß es hier fast. Schon wollte ich die Beine fortstrecken und es mir gemütlich machen, da kam der Alte heran und murmelte untertänig: „Pan Offizier, bitte willst du so gut sein und dich an einen anderen Tisch setzen?" Ich sah mich erstaunt um, ach so, dieser war reserviert. Erwartete der Wirt noch eine Abendgesellschaft? Es sah doch nicht danach aus. Ich setzte mich nebenan. Jetzt entdeckte ich mit Staunen, daß gerade über dem Tisch, wo ich gesessen, ein großes russisches Kreuz hing, mit den bekannten drei Querbalken — ebenfalls mit Osterblumen geziert. Der Alte trat abermals zu mir, stellte das Bier vor mich hin und sah mich forschend an: „Bist du ein Christ, Pan Offizier?" fragte er vorsichtig. Ich lächelte und sagte, daß ich katholisch sei. Sein Gesicht leuchtete auf. Er stützte die Hände auf den Tisch und sah mich abermals lange an, dann, als habe er Zutrauen gefaßt, sagte er entschudigend: „Pan Offizier, jener Tisch bleibt frei, auch wenn keiner kommt, denn — er ist für den Herrn. Du mußt wissen, Väterchen Jesus Christus ist einmal bei mir eingekehrt mit seinen Jüngern." Ich lächelte und glaubte zu begreifen. Der Alte war nicht recht im Kopfe, ein harmloser Fall allerdings. Er setzte sich umständlich mir gegenüber und sagte, als errate er meine Gedanken: „Du fragst nicht wann und wie, Pan Offizier, darum sehe ich, daß du mir nicht glaubst. Wenn du aber das heilige Gotteswort richtig verstehen lerntest, dann weißt du, daß wir in jedem unserer Nächsten den Herrn aufnehmen, am meisten aber in seinen Stellvertretern. Glaubst du das?" Ah, dahinaus wollte er. Ich wußte mich zu erinnern, daß ich im Dorf ein paarmal den Namen „Emmaus-Wirt" hatte fallen hören, wenn von ihm die Rede war, und hatte das für einen Beinamen gehalten, der ihm im Scherz zugeteilt worden war. Nun horchte ich auf. Der Alte sah mein zustimmendes Nicken und sagte leise:

„Das ist nun zehn Jahre her, damals war die Priesterverfolgung im Gange. Sie flüchteten unerkannt von Ort zu Ort, aber die meisten wurden am Ende doch gefaßt. Unseren Popen hatten sie kurzerhand erschossen, als er sich weigerte, die Kirche zu profanen Zwecken herzugeben. Nun, unser Dorf war verwaist, ein neuer Pope kam nicht. Vergeblich warteten wir, daß auch zu uns mal ein heimli-

---

DER HEILIGE KARFREITAG

Ich stand oft mit Verlangen an Deinem Kreuz, o Herr,
von Trauer ganz umfangen und von der Mühsal schwer —
und war mit einem Male wie von Gesang erfüllt,
erhellt von einem Strahle aus Deinem Schmerzensbild;
Mein trauerndes Gemüte fing laut zu singen an,
mein Herz, das stumme, glühte, als dieses Leid begann,
es wuchs auch mein Verlangen wie einer Liebe Not,
Dein Kreuz ganz zu umfangen zu preisen Deinen Tod!
Doch hatt' ich, o Erbarmen, das Kreuz begriffen kaum,
da wuchs mir's aus den Armen und grünte wie ein Baum;
und Deine Wunden blühten tief aus dem Erdengrund,
und Wunderzeichen mühten sich aus dem stummen Mund.

Georg Thurmair

cher Priester käme, wir lagen zu weit ab. Eines Abends nun um Ostern herum, es war kurz nach dem Fest, klopften drei abgerissene Hausierer bei mir an und baten um Unterkunft. Sie handelten mit allerhand brauchbaren Dingen, ich wies sie nicht ab und gab ihnen jenen Tisch dort, da konnte ich sie gut beobachten. Sie gefielen mir in ihrer stillen Art und ich fragte, was ich bringen dürfte. Der Älteste, der einen grauen Bart hatte und sehr erschöpft war, sagte zögernd, ob ich Weizenbrot im Haus hätte und etwas Wein. Nun, das waren kostbare Dinge, aber — ich hätte sie auch ohne das Geldstück gebracht, das mir einer seiner beiden jüngeren Gefährten stumm hinschob. Ich hatte gleich Vertrauen und Mitleid. Sie sahen so abgehetzt aus! Sollten sie sich einmal bei mir guttun. Sie waren die einzigen Gäste. Draußen regnete es in Strömen. Ich brachte also das Verlangte und zog mich hinter die Theke zurück. Da saßen die drei und rührten nichts an, vielleicht waren sie zu erschöpft. Ist ja auch keine Kleinigkeit, bei dem Wetter — plötzlich erschrak ich. Der Alte in der Mitte, der mit dem grauen Bart, neigte sich vor — wurde er ohnmächtig? Nein, tief beugte er sich über den Teller, auf dem das Weizenbrot lag, nun nahm er es in die Hände, brach es, hob still die Augen zum Himmel — ich taumelte gegen die Wand —, ich erkannte ihn am Brotbrechen. Und ich zitterte, als er sich abermals neigte über das Glas mit rotem Wein. Und dann kniete ich. Aber ich stand unter einem jähen Gedanken wieder rasch wieder auf, ging zur Tür und verriegelte sie fest. Dann trat ich zum Tisch und bat unter Tränen, teilzuhaben an diesem Abendmahl des Herrn. Die drei hatten bereits empfangen, es blieb gnug für mich und das ganze Dorf. In der Nacht holte ich die Leute zusammen, erklärte ihnen, daß ein fliehenden Bischof bei uns eingekehrt war mit zwei neugeweihten Jungpriestern. Es war Ostern, Pan Offizier.

Am andern Morgen waren sie verschwunden, so jäh, so still, wie der Herr den Emmausjüngern entschwand. Die Weite unseres Landes nahm sie auf — Gott schütze sie.

Sünde der Unchristlichen Katholiken

Aus einer Osteransprache Kardinal Saliéges im Jahre 1943

Am Abend dieses schönen Osterfestes, das uns die Auferstehung unseres Herrn ins Gedächtnis zurückruft, empfindet euer Erzbischof das Bedürfnis, Worte des Lebens an euch zu richten.

Welch ein Gegensatz zwischen der Verwirrung, welche die Kreuzigung in den Herzen der Apostel hervorrief, und der Freude, die ihnen die Nachricht von der Auferstehung bereitete!

Die Apostel hatten die Hoffnung verloren. Es ist aus, sagten sie.Allein die Jungfrau Maria wartete, die Mutter der göttlichen Hoffnung.

Es ist aus. Worte bitterer Traurigkeit, die wir so oft wiederholen. Es ist aus. Ich falle immer wieder in meine Sünden zurück, in diese Sünde, die ich so leicht begehe, die ich so gleichgültig beichte, die ich so nachlässig bereue; Sünde gegen das Leben, Sünde gegen die Liebe, Sünde der Katholiken, die keine Christen mehr sind.

Es gibt die Sünde der u n c h r i s t l i c h e n K a t h o l i k e n, deren Religion sich auf einen unbestimmten Formalismus beschränkt. Sie kümmern sich nicht um die wiederholten Lehren der Kirche über die Würde des Menschen, über die notwendige Unterordnung des Geldes unter das Allgemeinwohl, über das Lebensrecht aller Menschen, über den menschlichen Wert der Arbeit, über die Oberherrschaft Gottes über den Menschen, die keine menschliche Gewalt außer acht lassen kann. Die Sünde der unchristlichen Katholiken ist der Haß gegen jeden, der ihren Vorurteilen widerspricht, ist Haß und Angst vor der Wahrheit.

Sogar die Ungläubigen wissen, daß Christus die Barmherzigkeit und die Liebe ist. Eines der Hindernisse zu ihrer Bekehrung ist das Vorbild der unchristlichen Katholiken.

....Wer nicht liebt, ist kein Christ. Wer haßt, ist kein Christ. Wer gegen die Liebe sündigt, sündigt gegen die Hoffnung.

Hoffen heißt, sein Vertrauen auf jemanden setzen. Wer nicht liebt hat kein Vertrauen zu unserem Herrgott, zu seiner Lehre und seiner Kirche. Das ist die Sünde der unchristlichen Katholiken.

....Alleluja! Christus ist erstanden. Er hält sein Versprechen. Unsere Hoffnung ist begründet. Schütteln wir unsere Erstarrung ab, laßt uns als lebensvolle Christen wirken!

Alleluja! Christus ist von den Toten auferstanden, er stirbt nicht mehr.

Es war seither das letzte Osterfest, das wir Christen würdig feiern konnten. Seitdem, Pan Offizier, warte ich auf die Rückkehr des Herrn — du verstehst. Ich halte Seinen Tisch reserviert, wer auch kommen mag. Und sollte ich Ihm je wieder begegnen, dann kann ich in Frieden scheiden. Vielleicht, daß er nochmals beim Emmauswirt einkehrt, denn es will Abend werden —"

O Haupt voll Blut und Wunden

Zur Geschichte eines unserer schönsten Passionsgesänge

Albrecht Dürer ist der deutsche Passionsmaler schlechtweg. Für ihn gab es keine edlere Aufgabe, als das Leiden Christi darzustellen. Das war ihm nicht eine von Generationen ererbte Gewöhnung, ihm war es wahrstes Erleben. Was seine Seele bei der Betrachtung von Christi Leiden tiefstinnerlich durchschnitt, das grub sein Messer ins Holz hinein oder malte sein Silberstift aufs Papier. Wer seinen großen Christuskopf mit der Dornenkrone vom Jahre 1528 betrachtet, den bannt auch im Tempo unserer schnellebigen Zeit die Symphonie beißenden Schmerzes, übernatürlicher Hoheit und abgrundtiefer Güte, die aus diesem ewigkeitsnahen Bilde spricht.

Gewiß kannte der Dichter eines unserer schönsten Passionslieder, das Lied „O Haupt voll Blut und Wunden", das *Paul Gerhard* gedichtet hat. Wir singen in diesen Tagen sein Lied. Es ist uns im Laufe der Zeit eine Perle geworden, deren Wert unvermindert gleichbleibt, für die Christi Leiden feiernde Christengemeinde das „Alpha schöner Passionslieder", wie sich jemand treffend ausdrückt.

Paul Gerhard war in Gräfenhainichen im Jahre 1606 geboren und starb als Archdiakonus von Lübben im Jahre 1676. Man muß seine Seelenleiden kennen, seinen Kampf gegen die Reformierten, die geschworenen Feinde der tiefgläubigen Lutheraner, zu denen er gehörte, die harten Schicksalsschläge in seiner Familie, um zu verstehen, daß er sich mit seinen im ganzen 123 Liedern, von denen die meisten Kirchenlieder waren, die über den begrenzten Raum der protestantischen Kirche hinweg auch im katholischen Gottesdienst Aufnahme fanden, den Trost und das Gottvertrauen und die Kraft des Leidens aus der Seele gesungen hat. „Er war ein Gast auf Erden", schrieb einmal eine feinfühlende Mutter an ihren Sohn über Gerhards Lieder, „und überall in seinen Liedern ist Sonnenwende gesäet. Diese Blume dreht sich beständig nach der Sonne und Gerhard nach der Ewigkeit."

Das Lied „O Haupt voll Blut und Wunden" ist eines aus der Reihe der sieben im Jahre 1666/67 von dem Musikdirektor Ebeling und der Berliner Hauptkirche verlegten Lieder Gerhards auf die Körperteile des sterbenden Heilandes. Als Vorlage dienten dem Dichter lateinische Hymnen aus dem Mittelalter auf die Gliedmaßen Jesu Christi, seine Hände, Füße, Kniee, auf seine Seite, seine Brust, sein Herz und sein Angesicht. Lange Zeit hielt man den berühmten Abt Bernhard von Clairvaux für den Dichter dieser in ihrer gefühlsmäßigen wie sprachlichen Formulierung ausgezeichneten Dichtung. In Wirklichkeit stammt sie aber von dem ums Jahr 1250 verstorbenen belgischen Mönch Arnulf von Löwen. Das lateinische Original unseres Liedes lautete: Salve caput cruentatum totum spinis coronatum. Hiervon schuf Gerhard, eine liebenswerte, sympatische Dichterpersönlichkeit, eine ziemlich freie Nachbildung, indem er die ursprünglichen zehn lateinischen Originalstrophen in neun zusammendrängte und ein selbständiges Lied schuf, das christlich-deutschen Geist atmet und dem Original an Gefühls- und sprachlichen Ausdruckswerten ziemlich nahekommt.

Die Melodie des Liedes stammt aus dem Mittelalter und war ursprünglich dem weltlichen Liebesliede „Mein Gmüt ist mir verwirret, das macht eine Jungfrau zart" unterlegt. Einer der bedeutendsten Liedsammler und Komponisten des 16. Jahrhunderts, Hans Leo Haßler, ums Jahr 1585 Organist beim Grafen Oktavian Fugger in Augsburg, gestorben als kursächsischer Hoforganist auf der Reise nach Frankfurt 1612, bearbeitete sie und entriß sie so dem Fluch des Vergessenwerdens. Der Zittauer Kantor Christoph Demantius übertrug sie auf ein geistliches Sterbelied des Diakonus Knoll († 1621). Später wurde der ursprünglich heitere Tonsatz in einen vierstimmigen, strengen umgewandelt, und in dieser Tonart wurde zum ersten Male im Jahre 1630 ein Danklied zur Feier des zwischen Polen und Schweden abgeschlossenen sechsjährigen Waffenstillstandes gesungen. Man verwandte in der Folge die Melodie auch für Passionslieder, insonderheit für unser Lied „O Haupt voll Blut und Wunden.' Johann Sebastian Bach nahm es in seine berühmte „Matthäuspassion" auf und G. Fr. Handel ließ ihr eine weitere wunderschöne Umarbeitung zu teil werden.

„Der Gläubige stellt sich im Geist unter das Kreuz des leidenden Erlösers, und es ergreift ihn bei diesem niederdrückendsten und erhebendsten Anblick der Weltgeschichte das Gefühl der zweifachen persönlichen Beziehung zu ihm; er erkennt und fühlt auch sich schuldig der menschlichen Sünde, die den Herrn ans Kreuz gebracht, aber auch teilhaftig der Gnade, die von dem ewigen Opfer Christi für die ganze Welt geflossen. Er fühlt, daß unter dem Kreuz der rechte Platz für den Christen ist, und bittet um die Gnade, in der Betrachtung dieses Anblicks zu bleiben, vornehmlich an seinem Ende, in der ewigen Todesnot."

Gottes Stille

Wie ist die Stille federleicht . . .
Kaum, daß ich meinen Atem spüre!
Ich sinke tief in mich hinein,
bis ich an Gottes Wesen rühre.
Dann wird es stiller noch als sonst,
ich fühle, daß ich weltwärts sinke
und an der Quelle des Verzichts
das große Glück der Gnade trinke.

Paul Häcker

Um die Eeinheit

von Beat Ambord

Alljährlich vom 18. bis 25. Jaunar, vom Fest Petri Stuhlfeier bis Pauli Bekehrung, begeht die Christenheit die Weltgebetsoktav zur Erlangung der Wiedervereinigung der getrennten Christengruppen im Glauben.

Diese Gebetsoktav ist vor dem ersten Weltkrieg von anglikanischer Seite ausgegangen und von der katholischen Kirche freudig begrüßt worden. Denn sie führt uns alle zur Besinnung auf Ursachen und Folgen der Kirchentrennung, zur Besinnung aber auch auf die eine Wahrheit, die doch unteilbar ist.

Erschreckende Bilanz

Wir sehen uns vor erschütternden Tatsachen: rund 900 Millionen Christen stehen einer Milliarde und 600 Millionen Heiden gegenüber. 470 Millionen Katholiken, 200 Millionen Protestanten, 200 Millionen „Orthodoxe", 50 Millionen Anglikaner nennen sich Christen und sind doch nicht eins untereinander. Diese Wirklichkeit wird noch düsterer, wenn man die heutige Weltlage ins Auge faßt. Ein religiös schwacher Liberalismus des Westens steht einem entschlossenen Kommunismus des Ostens gegenüber. Dazu kommt, daß die mündig werdende asiatische Welt, die noch fast ganz im Heidentum steckt, das „Große Zeichen der Christenheit" bei einer solchen Zerrissenheit nicht zu sehen vermag. Darum erheben sich immer wieder ernstzunehmende Anklagen der Asiaten, die sich im alten „christlichen" Europa zu Tausenden ihre Bildung holten: daß sie enttäuscht ihre Heimfahrt anträten; sie hätten Christus im Abendland nicht gesehen; nur noch Auswirkungen des Christentums in matten Farben. Religiöser Rationalismus hat gründlich alles zerfasert, sittlicher Liberalismus unbeschwert alles nivelliert, kirchlicher Subjektivismus die Einheit zerschlagen und die Menschen vereinsamt. Und doch wäre gerade in der jetzigen Stunde nichts schützender und rettender als die Einheit der Christen.

Das „große Ärgernis"

Im Glauben steht die „orthodoxe Kirche" der katholischen Kirche am nächsten. Sie hat noch das Weihepriestertum, die Sakramente, die Marienverehrung, wenn sie auch in manchen Glaubenswahrheiten abweicht. Aber das „große Ärgernis" ist ihr der Primat des römischen Papstes, dem sie sich nicht unterstellen will. So ist sie auch seit bald tausend Jahren in der lebendigen Entwicklung ihres Glaubensbekenntnisses nicht vorangeschritten und hat sich in der Folge in eine Reihe selbständiger Kirchen aufgelöst. Deshalb besaß sie denn auch den staatlichen Mächten gegenüber nicht die nötige Widerstandskraft und wurde fast zum willenlosen Objekt dieser Mächte.

Die Protestanten jeglicher Schat-

DIE ALLGEMEINEN GEBETSMEINUNGEN FÜR DAS JAHR 1957

JANUAR – Daß alle Katholiken durch Gebet und das Beispiel ihres Lebens den getrennten Christen die Rückkehr zur Kirche Christi erleichtern;

FEBRUAR – Daß die Gläubigen die Werke zur Förderung von Priesterberufen unterstützen;

MÄRZ – Für die allgemeinen und besonderen Anliegen des Heiligen Vaters;

APRIL – Daß das Bußsakrament in seiner Heilsbedeutung richtig erkannt und oft empfangen werde;

MAI – Daß die Erneuerung der Liturgie und der sakralen Kunst zur Erneuerung des ganzen christlichen Lebens wirksam beitrage;

JUNI – Daß die Menschen die erbarmende Liebe Christi erkennen und so zur wahren Buße geführt werden;

JULI – Daß die Atomenergie ausschließlich zu friedlichen Zwecken angewandt werde;

AUGUST – Daß der technische Fortschritt nicht das Verantwortungsbewußtsein für das eigene und das Leben anderer vermindert;

SEPTEMBER – Daß die Lenker der Völker über die Fragen des Gemeinwohls im Geiste der Wahrheit und der Gerechtigkeit verhandeln;

OKTOBER – Daß die Gläubigen in ihrem Eifer nicht nachlassen, den um ihres Glaubens willen Verfolgten die Gnade der Beharrlichkeit zu erflehen;

NOVEMBER – Daß die Menschen öfter an den Tod denken und sich gut auf ihn vorbereiten;

DEZEMBER – Daß die Sonn- und Feiertage im Geist des Glaubens und der Frömmigkeit gefeiert werden.

Schließen wir uns diesen Gebetsmeinungen des Heiligen Vaters und der Kirche an. Opfern wir unser tägliches Beten und Leiden wenigstens ein oder zweimal die Woche in dieser Meinung auf. Lassen wir auch hl. Messen in der Meinung der Kirche feiern. Alles muß versucht werden, die Welt zurückzubringen zu Christus!

tierung weichen von der katholischen Kirche in Glaubensfragen weit ab. Das Prinzip subjektiver Glaubensüberzeugung ist zum Ausgangspunkt einer gewaltigen Zersplitterung geworden. Das „große Ärgernis" ist auch hier u. a. der Primat des römischen Papstes.

Zwar hat eine neue Besinnung innerhalb des Protestantismus eingesetzt, und sie ist nicht unfruchtbar geblieben. Die Betonung der Kontinuität des Protestantismus zur vorreformatorischen Kirche ist ein großer Fortschritt, ebenso hat die innerkirchliche Reformbewegung uns einander näher gebracht.

Die Liebe als Brücke

Wir wollen uns des Erreichten freuen, weiteres erstreben und im Gebet erflehen. Die Fronten sind gelockert, das Gespräch ist offen. Im Sozialen, Politischen, Kulturellen und Caritativen ist weitgehende Zusammenarbeit. Allerdings ist die gegenseitige Begegnung je nach Ländern verschieden. In Deutschland haben die beiden Weltkriege und das Nachkriegsleid die Gegensätze gelockert. Auch in der Schweiz strebt man nach dem konfessionellen Frieden. Doch auch der „Friede" trüge in sich die Förderung nach lebendig-bewegter Begegnung. Denn Friede ist nicht abgegrenzte Starrheit. Der deutsche „Windfried-Bund" (Paderborn) bemüht sich vor allem um die Unterweisung und Betreuung der Konvertiten und ist in dieser Zielsetzung realistisch und fruchtbar. Die deutsche „UNA-SANCTA"-Bewegung strebt nach konfessioneller Annäherung und Verständigung in der Trennung.

Der Hl. Vater wiederholt im Blick auf die gegenwärtige Lage vor allem zwei Forderungen an die Katholiken: daß sie nicht nachlassen im vertrauensvollen Gebet um dieses Anliegen; daß sie aber auch den getrennten Brüdern den Weg durch ein echtes Lebensvorbild erleichtern sollen. Das Lebensvorbild, das er fordert, ist das Gesetz der Liebe, das alle einen soll. Denn die lebendig betende und wirkende Liebe allein kann der Gnade der Einigung die Wege bereiten.

LIEBE ist BESSER als TOLERANZ

Alljährlich beten die Christen im Januar auf der ganzen Welt in der *Weltgebetsoktav* um die *Wiedervereinigung im Glauben* an den gemeinsamen Herrn Jesus Christus. Diese Gebete sind schon fast zu einer verzweifelten Bitte an Gott wider alle Hoffnung geworden, denn Jahr um Jahr muß wieder festgestellt werden, daß die jahrhundertealte Spaltung der Christenheit zum Ärgernis der ganzen Welt unverändert weiterbesteht. Beruhen sie also auf einer schönen Illusion, die doch niemals Wirklichkeit werden wird?

Die vergebliche Hoffnung auf Wiedervereinigung ist zum *Kennzeichen unserer Zeit* geworden. Die Spaltung unserer Welt ist so vielfältig und tief, daß die Menschen wie durch unüberwindliche Abgründe getrennt scheinen. Hier wirken sich die Sünden der Vergangenheit aus: die Zerstörung der Katholizität, der allumfassenden Einheit durch einen atomisierenden Individualismus hat die Menschen religiös, weltanschaulich, politisch und sozial getrennt und gegeneinander gestellt. Heute möchte man wieder zusammenkommen, findet aber den Weg zueinander auf allen Gebieten nicht mehr.

Uralte Schäden können nur sehr behutsam wieder geheilt werden. Man muß sich damit abfinden, daß man viel, viel Geduld braucht und doch zu keiner plötzlichen Totallösung kommt. Man muß vielmehr zufrieden sein, wenn man viele kleine Schritte auf eine Lösung zu machen kann.



DER HIRTE

Still wandert er mit seiner großen Herde,
Ihn kümmert nicht des Lebens hast'ge Zeit,
Er liebt wie niemand sonst die grüne Erde,
Das Leben in der weiten Einsamkeit.

Er sieht die Welt in einem andren Lichte,
Weiß um des Lebens allertiefsten Grund.
Er ist daheim in goldner Sterne Dichte,
Und kennt das Lächeln um des Mondes Mund.

Er findet Gott auf allen grünen Fluren,
Im Lied der Vögel und im regen Wind.
Er findet ihn in allen Wesensspuren.
Wenn sich verirrt zu ihm ein schüchtern Kind.

Still wandert er mit seiner großen Herde,
Und manchmal über Raum und über Zeit.
Sein Reich ist überall auf dieser Erde,
Sein Haus die ewige Unendlichkeit.

Hans Arthur Schuy

Auch im vergangenen Jahr sind solche Schritte zwischen den im Glauben getrennten Christen getan worden. Einer davon war das Referat des bayrischen evangelischen Landesbischofs *O. Dietzfelbinger* über „Toleranz und Intoleranz zwischen den Konfessionen" auf der 2. Generalsynode der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) vom 2. bis 7. Juni 1956 in Hanover. Der Landesbischof stellt zum Eingang seines Vortrages fest, daß das seit langer Zeit bestehende statische Nebeneinander der Konfessionen in Bewegung gekommen ist. Der gemeinsam durchgestandene Kirchenkampf im Dritten Reich, der Flüchtlingsstrom, die Bedrohung durch einen antichristlichen Geist und schließlich auch eine immer lebhafter werdende theologische Auseinandersetzung haben die Christen auf beiden Seiten miteinander in Kontakt gebracht. Allerdings sind dadurch auch die bisher unüberwindlichen Gegensätze offenbar geworden. So hat *P. Thomas Sartory OSB* im Dezember-Heft der „Una Sancta" vom katholischen Standpunkt aus erhebliche Einwände auch gegen die Rede von D. Dietzfelbinger machen müssen. Aber schon die Tatsache, daß man so ernst und aufrichtig, dazu in so schöner Menschlichkeit und in christlicher Liebe zueinander spricht, ist eine große Hoffnung unserer Zeit.

Schon einmal hat es in der Weltgeschichte eine Zeit gegeben, in der die Menschen durcheinander gewürfelt wurden und dadurch gezwungen waren, ihre religiösen Auffassungen zu vergleichen. Es war im späten *römischen Imperium*, das sich die verschiedensten Völker mit den unterschiedlichsten Religionen einverleibt hatte. Götter aus allen Weltgegenden fanden ihren Platz im römischen Pantheon, nur der Gott der Christen, der Eine und Einzige, ließ sich in diesen Götterhimmel einer falschen und müden Toleranz, die auf Kosten der Wahrheit ging, nicht einordnen. Auch der Mensch von heute ist des alten Streites satt und möchte mit Pilatus fragen: Was ist Wahrheit? Ist eine Wahrheitserkenntnis überhaupt möglich, und ist es nicht Überheblichkeit, zu behaupten, die Wahrheit zu besitzen und den anderen des Irrtums zu



Das Schweißtuch

bezichtigen? Die Kirche hat den alten Anspruch des Christengottes nicht aufgegeben. Sie läßt sich nicht einfügen in ein Einheitssystem und eine Gemeinschaftsschule, die synkretistisch alle widersprüchlichen Lehren gleich wahr und gleich falsch sein lassen. Wahr und falsch, gut und böse kennen auch heute noch keine Koexistenz. Aber das Christentum hat *neben die Wahrheit die Liebe gestellt.* Diese Liebe ist mehr als Toleranz. Bloße Duldung des anderen, ein bloßes Nebeneinander genügt nicht, sondern gerade um der Wahrheit willen müssen wir in Liebe und nicht mit Gewalt miteinander sprechen und den anderen zu überzeugen suchen. Davon ist selbst der Atheist nicht ausgenommen, wenn er mit sich sprechen lät.

Die *Einheit der Kirche* ist von Christus gestiftet, und sie kann nicht zerstört werden, auch wenn einzelne oder auch Massen sich von ihr trennen, denn sie ist ein unverlierbares Merkmal der wahren Kirche. Wäre sie wie der Ring in Lessings „Nathan der Weise" wirklich verloren gegangen, so könnten wir Menschen sie nicht wiederfinden, denn sie ist Stiftung Christi. Mehr und mehr erkennen auch evangelische Theologen, daß diese eine Kirche Herzstück der Verkündigung des Evangeliums ist. Wir müssen Unterschiede in den Auffassungen klar und nüchtern herausstellen, wie es *Prof. von Nell-Breuning S.J.* in dem genannten Heft der „Una Sancta" in bezug auf die katholische und evangelische Soziallehre getan hat. Die wahren Gegensätze erkennen und langsam aufarbeiten, muß unsere Aufgabe sein. Um so mehr muß alles vermieden werden, wodurch unechte und vermeidbare Gegensätze entstehen könnten, die sich auf politische Privatmeinungen gründen und mit dem Evangelium nichts zu tun haben. Darum müssen wir die unbegründeten Verdächtigungen von *Propst Grüber* gegen Kardinal Mindszenty und von *Kirchenpräsident Niemöller* gegen Pius XII. zurückweisen, da sie die Liebe und Achtung vor der ehrlichen Überzeugung anderer verletzen. Sie belasten unnötig das so schwierige Verhältnis der Konfessionen und stammen aus einem protestantischen Mißtrauen gegen alles Katholische, das der Vergangenheit angehören soll. Die Zukunft aber gehört denen, die in Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe einander suchen und in dieser Liebe sich finden. *Kp.*

"IHR SCHICKSAL"

von Alfons Thome

Man lebt doch nicht „ins Blaue hinein" — Im Banne des modernen Unglaubens

Ungewißheit und Unsicherheit sind die Grundtöne aller Glocken, die unsere Tage einläuten. Wer nüchtern die menschliche Wirklichkeit betrachtet, gerade in den besinnlichen, abwägend erinnernden unl planend vorausschauenden Stunden des Jahreswechsels, weiß eines mit absoluter Gewißheit: Selbst die schärfste, genaueste, ausgeklügelste Zukunftsrechnung birgt in ihrem Schoß Millionen von Unberechenbarkeiten, die alle schönen Hoffnungen zerstören oder beängstigende Befürchtungen lächerlich machen können. Es ist für den Menschen aber sehr schwer, in diesem Nebel zu verharren, über eine schwankende Brücke hinüberzugehen. Er sucht darum krampfhaft Sicherheit, gerade in den Stunden zwischen den Jahren. Gewißheit und Klarheit möchten alle in den Händen haben, aber man erstrebt die schmerzlich vermißte Sicherheit auf seltsamsten Wegen.

Manchen geht es mit dem neuen Jahr wie jenem Fräulein mit seiner Heirat. Gefragt, ob sie auch gewiß sei, den rechten Schritt zu tun, ob sie sich auch alles wohl überlegt habe, antwortete sehr selbstsicher das Fräulein: "Man heiratet doch nicht ins Blaue hinein! Da bin ich zu vorsichtig. Zwei Kartenlegerinnen, eine Hellseherin, ein Medium und einen Astrologen habe ich gefragt. Da sie alle mir geraten haben, bin ich sicher, daß es so richtig ist."

Manche werden sich zum Jahreswechsel, um nicht "ins Blaue hinein" zu gehen von jenem Heer der 100 000 Astrologen and 400 000 Dunkelmänner aller Art in Europa und Amerika allein, von jenen Kabbalisten, Hellsehern, Talismanfabrikanten, Handliniendeutern, Pendlern, Traumoraklern recht netten „blauen Dunst" über die ungewisse Zukunft vormachen lassen. "Ihr Schicksal im Jahre 1957" so inserierte noch in einer der letzten Nummern einer namhaften deutschen Illustrierten ein sogenanntes astrologisches "Institut", das mit 4 DM und unserem Geburtsdatum alle Probleme des Jahres 1957 für uns bereits lösen will, ehe wir sie selbst kennen. 125 Millionen Dollar werden angeblich in jedem Jahre in Amerika ausgegeben, um mit Horoskopen, diesen modernsten "Sternchensuppen" die Zukunft zu ergründen. Zeitungen, Illustrierte und Bücher bieten täglich "Mahlzeiten" ihren Lesern an, die diese begierig aufnehmen, mit einem wahren Heißhunger verschlingen; denn diese modernen "Köche" machen alles nach dem Geschmack ihrer Kunden.

Krampfhafte, unbequeme Gewohnheiten werden von Millionen Menschen in Kauf genommen, es wird mitunter geradezu eine heroische Askese getrieben, um dem 13. aus dem Wege zu gehen, um die Hasenpfote auch immer bei sich zu haben, um der berühmten "schwarzen Katze" aus dem Wege zu gehen, der kürzlich Englands Premier "erlegen" ist. In der Leserzuschrift einer namhaften deutschen Wochenzeitschrift heißt es zur politischen Situation nach der Suezaffäre: "Jetzt hat die schwarze Katze gesiegt! Wissen sie noch? Auf der sechsten Vollversammlung der Vereinigten Nationen in Paris (Nov. 1951) erschien bei der großen Rede Edens eine schwarze Katze auf dem Podium!"

Aber das Endergebnis ist doch immer das gleiche, auch für 1957: Da steht ein enttäuschter, um sein Geld betrogener Mensch. Da muß jemand resigniert feststellen: Es gibt doch keine Sicherheit. Das sollte man wissen, das brauchte man nicht erst zu erfahren wie jener General, dem eine Zigeunerin gesagt hatte, er werde in den Stiefeln sterben. Darum flog er immer ohne Stiefeln, nur Strümpfe an den Füßen. Eines Tages aber stürzte er ohne Stiefel, aber mit Strümpfen tödlich ab.

Schämen müßten wir Menschen von heute uns, wenn die Höhlenbewohner aus grauer Vorzeit kämen und würden den Unsinn von Horoskopen, Amuletten, Maskottchen, Kristallkugeln, Kartenschlägerei usw. beobachten. Wir, die wir in unsern täglichen Zeitungen diesen Unfug ertragen, haben doch kein Recht mehr, über die Zauberer und Medizinmänner der sogenannten "Primitiven" zu lächeln. Welch ein Unsinn: Vom Wickelkind bis zum Opa und zur Oma sollen wir in der kommenden Woche alle die gleiche Chance haben, wenn wir im Sternbild der "Waage" geboren sind, dann heißt es für uns: "in der Liebe ein Streit mit charmanter Versöhnung!" Welch eine allgemeine Irrefürung, wieviel Preisgabe jeglicher Geistigkeit ist mit diesem Unfug ver-

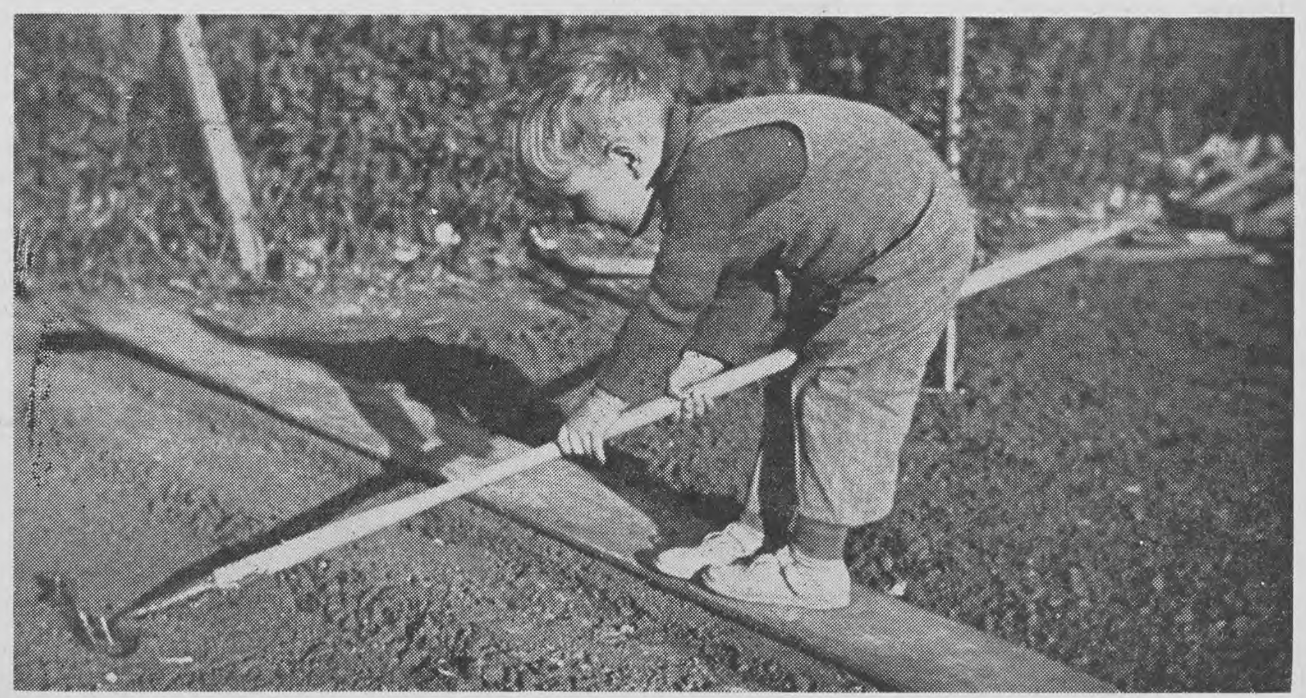
bunden. Wieviel Schaden durch Fehlentscheidungen muß damit verbunden sein, wenn sich auch nur ein geringer Prozentsatz der Leser, angefangen vom einflußreichen Mann im öffentlichen Leben bis zum kleinsten Arbeiter, daran orientiert. Nimmt man es aber als "Theater" in Kauf, besteht dann nicht die Gefahr, daß ich die ernsteste Arbeit eines Wissenschaftlers nicht ernsthafter burteile als dieses Horoskopgewäsch, daß mir die auf Sachkenntnis und Verantwortungsernst aufgebaute Rede eines Staatsmannes, die gleich daneben steht, ebenso fragwürdig erscheint? Dieser ganze Spuk der Wahrsagerei und Sternenguckerei ist ein schleichendes Gift, wodurch das Vertrauen auf die noch mögliche Kraft unseres Verstandes gelähmt und schließlich getötet wird. Neben der Preisgabe des Geistes aber wirkt noch verheerender der Verlust von Willenskraft, Eigeninitiative, Verantwortungsfreudigkeit und sittlicher Überzeugung. "Es wird schon mal ein Wunder geschehn!" Man wartet auf das Glück, anstatt es sich selbst zu schmieden. Man läßt sich auf Traumwolken dahintragen, indessen so manches Nützliche geschehen könnte.

Aber wie ein tödlicher Wurm geradezu nagt dieser moderne Aberglaube am wahren Gottesglauben. Es ist bezeichnend, daß gerade jene Menschen, die die echte Bibel nicht gelesen haben, das 6. und 7. Buch Moses herumschleppen, sich durch dieses "größte und wundersamste Buch aller Geheimnisse" Macht über Luzifer und alle "Luftgeister" verschaffen wollen. Es ist charakteristisch, daß Menschen, die Beten für Torheit und Einbildung halten, ihren Talisman immer ängstlich bei sich führen. Es besteht Gefahr, daß der oberflächliche Mensch aus der Schule der Illustrierten und Asphaltblätter schließlich alles in einen Topf wirft: Beten und Horoskop, Medaille und Talisman, Bibel und 6. Buch Moses, Priester und Wahrsager. "Alles derselbe Zinnober!"

Eben nicht! Wir spüren mit allen Menschen — besonders in den Tagen des Jahreswechsels — unsere Unsicherheit und Ungewißheit. Wir möchten wie alle Menschen unsere Risiken für das kommende Jahr mindern. Aber wir werden dazu unsern Verstand und freien Willen gebrauchen und nicht verraten, wir werden die Augen aufmachen und nicht blind einem Blinden folgen wollen, wir werden unser Hirn anstrengen und nicht von "Horoskop-Betäubungsmitteln" lähmen lassen. Aber wir wissen auch, daß das schärfste Hirn und der eisernste Wille nicht alle Unsicherheit überwinden können, nicht die Situation meistern werden. Wir wissen, daß die Ungewißheit zu unserer menschlichen Existenz unzertrennbar gehört, daß wir ohne Risiko nichts unternehmen können. Denn wir sind nur Knechte, nicht die Herren dieser Welt und Zeit. Einer nur ist der Herr, einer nur besitzt absolute Sicherheit, Gewißheit, Allmacht und Allwissenheit, er, unser Gott!

Gerade zu Beginn eines neuen Zeitabschnittes aber wollen wir uns dessen bewußt sein, daß er gesagt hat: "Fürchte dich nicht, ich bin bei dir!" "Weil er mir anhängt, will ich ihn erretten. Ich will ihn schirmen, weil er meinen Namen kennt. Ruft er mich an, so will ich ihn erhören. Ich bin bei ihm in seiner Not. Ich rette ihn aus seiner Drangsal. Ich will ihn sättigen mit langem Leben und ihm erweisen mein Heil!" (Ps. 91)

Oder wie es Hans Bertram der mutige Flieger ausgedrückt hat: "Du Mensch brauchst in deinem Leben zwei Dinge: Einen eisernen Willen und einen festen Glauben. Aber selbst der eisernste Wille zerbricht eines Tages, wenn du nicht glaubst!" Möchten wir auch wie er damals in aussichtsloser Not im Jahre 1957 immer sprechen können: "Ich werde nicht wahnsinnig, werde nicht verzweifeln: Ich bete!"



Nun ist es so weit

Wenn Satan anklopft und von Gott spricht

„St. Konrad's Blatt"

Niemand darf die Zeugen Jehovas auf die leichte Schulter nehmen

Gerade in diesen Wochen gehen sie wieder von Tür zu Tür — die Zeugen Jehovas. Niemand sollte sie auf die leichte Schulter nehmen, denn nur zu oft verwirren sie auch die gläubigen Katholiken. Vielleicht meinen verschiedene Anhänger dieser Sekte es gut: doch sie verkünden eine Irrlehre. Sie sind zu verbohrt, als daß man sich mit ihnen sachlich auseinandersetzen könnte. Die meisten Katholiken haben auch eine verschwommene Vorstellung von den Zeugen Jehovas. Mit einem nachsichtigen Lächeln hören sie diesen Leuten zu. Doch es ist Satan, der mit einem Mundvoll Bibelspüchen an ihre Türe klopft. Wer sich vor den Zeugen Jehovas zur katholischen Kirche bekennt, ist ihr besonderer Feind. Denn die Zeugen Jehovas verwerfen jegliche kirchliche Einstellung. Jeder, der nicht ihrer Sekte angehört, ist nach ihrer Meinung ein Abtrünniger Gottes, der keinen Anspruch darauf hat, nach dem Ende der Zeiten in das tausendjährige Reich zu kommen, das Gott für die treuen Zeugen Jehovas errichten wird.

Was sind Zeugen Jehocas?

1872 wurde diese Sekte durch den amerikanischen Kaufmann Russel gegründet. Da sich seine Anhänger ständig auf die Bibel berufen, nannte man sie bald die Ernsten Bibelforscher. Man hätte keine unglücklichere Bezeichnung für sie finden können. Ihre Lehre verwirft die Vorbestimmungsdoktrin der Calvinisten. Sie lehnen den Gottesdienst ab, der nach ihrer Meinung eine Erfindung des Teufels und Quell allen Übels ist. Sie lehnen es auch ab, sich am politischen Leben zu beteiligen, zur Wahl zu gehen, einen Eid zu leisten und als Soldat mit der Waffe zu dienen. Seit 1931 nennen sich die Bibelforscher „Zeugen Jehovas". Sie entnahmen die Bezeichnung dem alttestamentlichen Bibeltext des Isaias im 43. Kapitel, 10. Vers: „Ihr seid meine Zeugen, sagt der Herr." Jehova ist die alttestamentliche Bezeichnung für Gott. Die Zeugen Jehovas erklären, daß Gott ihnen selbst im Juli 1931 den Namen „Zeugen Jehovas" gegeben habe.

Wie arbeiten die Zeugen Jehovas

Jeder kennt den „Wachturm", der von den Zeugen Jehovas draußen auf den Straßen und Plätzen in stummer Gebärde angeboten wird. Seit 1879 erscheint der Wachturm vierzehntägig in verschiedenen Sprachen. Hinzu kommen noch eine Reihe Propagandaschriften. Vor allem das Buch „Die Wahrheit soll euch lehren". Diese Schriften werden an jene verteilt, die Teilnahme für diese Sekte zeigen. Sie enthalten eine widersinnige und sehr gefährliche Auslegung der Heiligen Schrift. Die zweite Art, in der diese Sekte an die Menschen herantritt, ist die persönliche Bekehrung von Tür zu Tür. Als „Verkünder" werden alle Anhänger dieser Sekte in die Städte und Dörfer geschickt, um in den Häusern Schriften zu verkaufen und die Menschen von ihrer Lehre zu überzeugen, oder um in allen Orten Versammlungen abzuhalten. Sie sprechen auch öffentlich auf der Straße, oder wandern mit Plakaten durch die Straßen, auf denen sie religiöse Schlagworte mit sich herumtragen. Fast in der ganzen Welt sind die Zeugen Jehovas verbreitet und die Sekte zält drei Millionen Anhänger. 45 000 allein in Deutschland! Wenn man bedenkt, daß jeder einzelne von ihnen monatlich hundert Stunden in den Dienst dieser Sekte stellen muß, so erkennt man, zu welch gefährlichem Werkzeug Satans sich diese Menschen machen. Allein in Deutschland sind das Jahr für Jahr 54 Millionen Stunden Verkündigung einer Irrlehre. Glauben wir wirklich, doß diese Leute harmlos sind?

Was verkünden die Zeugen Jehovas?

Jeder sollte wissen, daß die Zeugen Jehovas einen unverantwortlichen und ruchlosen Mißbrauch von der Bibel machen. Sie übergehen große Teile der Heiligen Schrift. Dann werden ständig Worte und Sätze aus ihrem eigentlichen Zusammenhang herausgerissen und willkürlich zusammengesetzt. Daraus ergibt sich eine sinnlose Irrlehre, die im krassen Gegensatz zu den geoffenbarten Wahrheiten steht. Bei Rutherford, dem Nachfolger Russels, tritt der materialistische and antichristliche Geist dieser Sekte noch klarer hervor. Die Zeugen Jehovas behaupten, daß der Mensch ebensowenig eine unsterbliche Seele habe wie das Tier. Himmel, Hölle und Fegefeuer fallen bei ihnen weg. Sie haben nur eine Art irdisches Paradies nach dem Ende der Welt. Die Jeugen Jehovas glauben nicht an die Jungfräulichkeit der Gottesmutter und auch nicht an die Heilige Dreifaltigkeit. Die Kirche ist nach den Zeugen Jehovas eine Erfindung irriger Menschen. Der Gottesdienst, der Priesterstand und das Papsttum sind bei ihnen verflucht. Die Zeugen Jehovas verwerfen die heiligmachende Gnade und die Sakramente. Sie besitzen eine Art Taufe durch Eintauchen, die ihnen das Recht gibt, sich Berufene zu

Schluß auf Seite 18

Wir bitten Dich, allmächtiger Gott:
begleite mit väterlicher Huld das Werk,
das Deine Vorsehung eingesetzt hat, und
bewahre die Beiden, die Du in dieser rechtmäßigen
Gemeinschaft miteinander verbindest,
während eines langen Lebens in Frieden.

Die drei Gaubensbekenntnisse unserer Zeit

Es ist eine Gewissensfrage für jedermann, in welche Gruppe er gehört

von Dr. Herbert Auhofer

Der Kommunist

I.

Einzig und ewig ist die Materie. Aus ihr ist alles geworden, ohne sie ist nichts geworden. Die Materie ist in ständiger Bewegung, ihre inneren Widersprüche bringen sprunghaft alle Entwicklung, alles Neue hervor (Dialektik). Die Materie hat auch das Leben hervorgebracht. Wahr ist einzig die Wissenschaft, die diese Gesetze der Materie erforscht.

II.

Das aus der Materie geborene Leben hat sich nach dem Gesetz der Auslese zu immer höheren Stufen entwickelt: Pflanzen — niedere Tiere — höhere Tiere. Aus dem Tierstamm hat sich auch der Mensch entwickelt. Er unterscheidet sich von den übrigen Tieren lediglich durch die etwas höheren Fähigkeiten seines Gehirns, die es ihm erlauben, das Dasein der Menschheit allmählich zu verbessern.

III.

Jeder Mensch ist nur einer von vielen, sein Leben hat der Gesellschaft zu dienen und erhält nur von ihr her seinen Sinn. „Person" und „Geist" ist nur idealistisches Philosophengefasel. Religion ist „Opium für das Volk", d. h. von den Kapitalisten erfunden, um das Proletariat zu verdummen und einzulullen.

IV.

Am Anfang der Menschheitsgeschichte stand die Urgemeinschaft, in der allen alles gehörte. Dann kam das Privateigentum und mit ihm die Sklaverei und der Kampf der Ausgebeuteten gegen ihre Ausbeuter. Auf den Feudalismus des Mittelalters folgte die heutige Epoche des Kapitalismus und Klassenkampfes. Aber die Entwicklung geht unabänderlich weiter zum Sozialismus (in den Staaten des Sowjetblocks bereits vollkommen verwirklicht), dann zum Kommunismus und schließlich zur klassenlosen Gesellschaft, dem Paradies aller Werktätigen.

V.

Der fortschrittliche Mensch, der diese Entwicklung erkannt hat, kann sie beschleunigen, indem er sich ganz und gar der Gesellschaft zur Verfügung stellt, indem er rastlos für das Plansoll des Kollektivs arbeitet. Das ist seine Pflicht, und das ist auch das einzig Gute, das er tun kann. Nur darin liegt auch seine Freiheit. Wer sich gegen diese Entwicklung stemmt, ist ein Feind des Volkes, ein Feind des Fortschrittes; er muß liquidiert werden. Gut und Böse als absolute Werte gibt es nicht — das oberste Gut ist die Gesellschaft der Werktätigen.

VI.

Mit dem Tod ist für den einzelnen Menschen alles aus, nur die Gesellschaft wird einst zur Vollendung kommen. In der sozialistischen Gesellschaftsordnung gibt es keine Ungerechtigkeiten. Das „Jenseits" ist nur eine Erfindung der Ausbeuter, um die Ausgebeuteten der kapitalistischen Länder auf ein besseres Leben zu vertrösten.

Der Christ

I.

Der Ewige, Erste, Unendliche, Allmächtige ist Gott. Er hat aus freiem Liebeswillen die Materie geschaffen und Ordnungsgesetze in sie hineingelegt, nach denen sie sich entwickeln kann. Aber nur, weil Gott alles zusammenhällt und ordnet, kann die Materie bestehen. Gott hat einem Teil der Materie das Leben eingehaucht. Wahr ist, was im Einklang steht mit Gott und Seinen Schöpfungsgesetzen.

II.

Gott hat dem Menschen außer dem Leib (den er mit dem Tierreich gemeinsam hat) eine unsterbliche Geistseele eingegeben und ihn so unendlich über alle Tiere hinausgehoben. Durch Verstand, freien Willen und Gewissen ist er Ebenbild Gottes. Der Mensch ist Person, d. h. jeder einzelne ist — so wie er ist — einzig und einmalig, er steht in lebendiger Ich-Du-Beziehung zu Gott.

III.

Der Mensch ist geschaffen, um Gott zu dienen, Gott zu verherrlichen und an der Stelle, an die ihn Gott gestellt hat, die Welt zu beherrschen. Das ist seine Aufgabe, seine Verantwortung und seine Würde. Er muß sein Leben Gott unterordnen und in allem, in Arbeit und Freizeit, in Freud und Leid, Gott die Ehre geben.

IV.

Weil der Mensch sein wollte wie Gott, trat an die Stelle des Paradieses diese Erde als das „Tal der Tränen". Weil der Mensch sich dagegen aufbäumte, Knecht Gottes zu sein, kamen Knechtschaft und Sklaverei, Haß und Ausbeutung, Krieg und Elend. Unterschiede in Stellung, Ansehen und Reichtum gehören notwendig zur menschlichen Gesellschaft. Ungerechtigkeiten im irdischen Sinn wird es immer geben, niemals ein „Paradies auf Erden". Am Ende der Zeiten steht die Wiederkunft des Reiches Gottes.

V.

Gott, das oberste Gut, hat dem Menschen eine klare innere Stimme für das Gute und Böse, die Gesetzestafeln Seiner Gebote und die sittlichen Weisungen Seines Sohnes, unseres Herrn Jesus Christus, mit auf den Weg gegeben. Er hat ihm die Freiheit des Willens verliehen, sich für oder gegen Ihn zu entscheiden und demgemäß sein Leben zu führen. Die Arbeit ist dabei zwar eine Lebensaufgabe, aber an Bedeutung noch vor ihr steht das Gebet. Die Gesellschaft ist nur ein irdischer Notbehelf, nicht Sinn und Ziel des Menschen.

VI.

Gott had uns durch das Blut Seines Sohnes Jesus Christus die Erlö-

Schluß von Seite 16

dem tausendjährigen Reich unter der friedvollen Herrschaft Christi zu nennen. Die Zeugen Jehovas sprechen noch immer von dem nahe bevorstehenden Ende der Welt und beweisen ihre These mit den Kriegen, Erdbeben und Verfolgungen der Zeugen Jehovas. Der Gründer der Sekte nannte zuerst 1914 als das Jahr des Weltunterganges, dann 1918. Er starb 1917.

Wie stellen wir uns zu den Zeugen Jehovas?

Viele Zeugen Jehovas haben ein echtes Verlangen nach der Liebe Christi und nach einem zukünftigen Leben. Sie sind sich ihrer Irrlehre nicht bewußt. Doch jedes Wort aus ihrem Mund und aus ihren Schriften ist ein Angriff gegen die Kirche Christi, die sie als Quell des Verderbens bezeichnet. Was können wir tun, wenn sie morgen wieder bei uns anklopfen? Würden wir mit ihnen in ein Gespräch treten, sie würden nur mit zusammengerafften Bibelsprüchen antworten und das Gespräch ins Endlose hinziehen. Vielleicht sollten wir ihnen kurz und klar sagen, daß sie sich an Christus versündigen. Doch das beste wird sein, die Türe gleich zu schließen und in der Stille für sie zu beten.

Gebet um Gedeihen der Feldfruechte

Allmächtiger Gott und Vater, Du gütiger Erhalter unseres Lebens; wir rufen zu Dir um das tägliche Brot und alles was wir zu unserem Unterhalte nötig haben. Gib Wachstum und Gedeihen unseren Feldfrüchten; sende zur rechten Zeit erquickenden Regen und milden Sonnenschein.
Schöpfer und Herr des Himmels und der Erde; alles steht in Deiner Macht. Du kannst uns Deinen Segen geben und entziehen; darum bitten wir Dich, segne die Früchte unserer Felder und beschütze sie vor Mißwuchs, Ungeziefer, Dürre, Nässe, Reif und verderblichem Hagel. Zwar sind wir sündige Menschen der Gaben und Gnaden, die Du uns täglich ja stündlich erweisest nicht würdig; aber, o gütiger Vater im Himmel, sieh nicht auf unsere Missetaten, die wir jetzt von Herzen bereuen, sondern erbarme Dich unser. Darum bitten wir Dich durch Christum unseren Herrn. Amen

Daß Du die Früchte der Erde geben und erhalten wollest! Wir bitten Dich, o Herr.
Vater unser, Geg. s. d. Maria, E. s. d. Vater —

---

sung in der Auferstehung von den Toten geschenkt. Durch ein gottgemäßes und sittlich gutes Leben können wir uns die ewige Seligkeit verdienen. Jede irdische Ungerechtigkeit wird vor dem Gerichte Gottes gesühnt. Das Ziel unseres Lebens liegt im Jenseits.

Der praktische Materialist

I.

Ewig ist gar nichts. Alles ist im Fluß, Neues entsteht (woher, weiß ich nicht) und muß nach Ablauf seiner Zeit wieder untergehen (wohin, weiß ich nicht). Wahr ist, was sich beweisen läßt, aber sogar dabei täuschen sich die Leute oft. Ich glaube nur, was ich weiß und sehe. Kann sein, daß es einen Gott gibt, aber das ändert gar nichts.

II.

Ich bin ich, und philosophische Fragen interessieren mich nicht. Kann schon sein, daß wir vom Affen abstammen, aber das ist ein unappetitlicher Gedanke. Auf jeden Fall hätte uns die Natur besser und zweckmäßiger ausstatten können. „Seele", das ist etwas für sentimentale Stunden, und was heißt schon „Person?" Wir sind ja doch nur eine Nummer im allgemeinen Getriebe.

III.

Der Mensch muß sich durchs Leben schaukeln und das Leben genießen. Gott kümmert sich nicht um mich — warum soll ich mich um ihn kümmern? Er hilft mir ja doch nicht. Religion ist Privatsache, für manche ganz gut zur inneren Beruhigung, aber in der Öffentlichkeit eine Belästigung und Einmischung der Pfaffen.

IV.

Jeder Mensch ist ein Egoist, und der Kampf aller gegen alle war schon immer das Grundgesetz des menschlichen Lebens. Das wird auch allezeit so bleiben. Nur in den technischen Hilfsmitteln, die einem das Leben erleichtern, gibt es einen großartigen Fortschritt. Was nach mir kommt — was geht's mich an? Ich will höchstens noch meinen Kindern den Weg ins Leben ebnen: den Sohn für einen einträglichen Beruf ausbilden lassen und der Tochter eine gute Partie vermitteln.

V.

Ich arbeite (so wenig wie möglich), um Geld zu verdienen (so viel wie möglich) und mein Leben zu genießen. Lebensklugheit und Beziehungen sind noch wichtiger als Arbeit. Geld ist das höchste Gut; wer anders meint, ist ein Dummkopf und Schwärmer. Freiheit heißt: tun, was mir gefällt; auch sie hängt vom Geld ab. Ich tue Gutes, wenn es leicht sein kann oder wenn es nützlich ist. Nützlichkeit ist das oberste Gebot. Die Gesellschaft existiert für mich überhaupt nicht, ich und meine Familie sind alles.

VI.

Daß es ein Jenseits gibt, läßt sich nicht beweisen. Darum richte ich mein Leben lieber so ein, als ob es keines gäbe — dann habe ich jedenfalls nichts versäumt. Auf dem Sterbebett ist immer noch Zeit genug, um mit Gott ins Reine zu kommen. Barmherzigkeit ist ja schließlich sein Beruf!

Von der Naechstenliebe

Von Karl Heinz Jarsen

Wenn ich heute an jene Jahre zurückdenke, da Krieg und Gefangenschaft den Menschen in uns erprobten, ganz gleich welcher Nationalität und Rasse, da jene jammervolle Zeit Haß und Verrat, aber auch Opfermut und Kameradschaft heraufbeschwor, sind es doch zumeist Erlebnisse der Nächstenliebe, die ich in meinem Gedächtnis bewahrt habe. Denn nur durch Christus' Wort: "Liebet euren Nächsten!" kann die Menschheit erlöst werden vom Fluch der Völkerkriege und in Frieden und Freundschaft leben, für immer.

Im Spätsommer 1945 waren wir einquartiert in einer halbzerschossenen Kaserne und arbeiteten tagsüber auf dem Fluggelände bei Graudenz, deutsche Soldaten, Woyna-plennis (Kriegsgefangene.) Der Konvoi ließ uns Bewegungsfreiheit. Wir durchstöberten die Baracken, sie waren zum größten Teil unbewohnt. Wir suchten brauchbare Gegenstände für unsere luftige Unterkunft: Strohsäcke oder Matratzen, Bretter, Planken, Sitzgelegenheiten und ganze Fenster. . . Der Wachtposten vor dem Kasernentor hatte niemals etwas einzuwenden gegen solchen Plunder. —

Plötzlich, beim Herumschnüffeln in einem, wie es schien, bewohnten Barackenraum — zwei Feldbetten, ein Tisch und mehrere Schemel deuteten darauf hin — gewahrten wir eine Frau. Sie war eben eingetreten und hatte lautlos die Barackentür geschlossen. Wir verharrten schweigend, schuldbewußt. Was hatten wir hier zu suchen? Die Frau war jung, ihr schwarzes Haar endete am Hinterkopf in einem Knoten. "Aben Sie Ungerr?" fragte sie jetzt. Fred hustete verlegen. "Ja" sagte ich und mein "Ja" entsprach der Wahrheit. Seit wir gefangen waren, hatte der Folterknecht "Hunger" über uns Gewalt. Die Frau trippelte zum Feldbett, bückte sich und zog eine Basttasche hervor. Sie griff hinein und gab jedem von uns eine Handvoll Kartoffeln. "Kartoschke", sagte sie in slawischem Tonfall und ihre Stimme klang, als wäre sie traurig darüber, nur Kartoffeln verschenken zu können. "Danke", sagten wir und unser Magen echote mit einem unmißverständlichen Gluckern. — Wir eilten hinaus in den Sonnenglanz und waren von Herzen froh, auch ein bißchen beschämt, daß eine Frau, deren Volk wir bekämpft hatten, uns, ihre Feinde und jetzigen Knechte, beschenkt hatte mit Kartoffeln. Jene Frau war eine von vielen, die das Evangelium nicht auf den Lippen haben, sondern im Herzen.

Ich könnte noch zahlreiche Beispiele der Nächstenliebe nennen: wie mich der alte Arzt in einem Sträflingslager am Rande der Taiga krankschrieb, damit ich für ein paar Tage bewahrt bliebe vor dem bitterkalten Winter, vor Frost und Erfrierungen. Auch jener Arzt war Sträfling, ein Jugoslawe. — Jch denke an jene Frau, die mir ein Stück Schwarzbrot zusteckte, als ich müde und hungrig von zehnstündiger Fronarbeit hinter der Kreissäge ins Lager zurückkehrte. Die Frau stammte aus Lettland. —

Ich sehe die blasse Studentin vor mir, die am Morgen des 24. Dezember, als ich warm vermummt hinter dem Lagertor auf den Raswod (Abrücken) wartete, in die Seitentasche meiner Wattejacke eine Pirogge steckte (fleischgefülltes Gebäck), mit Pergamentpapier umwickelt, und mir ins Ohr flüsterte: "Frohe Weihnachten!" Das Mädchen war blutjung, Ukainerin, sie hatte Kunstwissenschaft studiert in Kiew. Ich hob den Blick. Am nachtschwarzen Winterhimmel glitzerten Sterne. Dann stampfte ich frohgemut durch knöchelhohen Schnee zur Fabrik. Und als ich ernstlich krank war und mit einer fieberhaften Herzentzündung in der Lazarettbaracke lag, sandte sie mir eine Schüssel voll Kartoffelstampf mit zerschmolzener Butter. Das liebe, blutjunge Mädchen! Was es jetzt wohl tun mag.

Alle jene Menschen haben das Gebot der Nächstenliebe erfüllt, als sei es selbstverständlich. Sie waren Sträflinge wie ich, aber in ihrer Brust brannte das Licht zum Mitmenschen, von jenem Licht erwärmt, war nicht verkümmert durch Zwang und Gewalt, im Gegenteil, sie war stärker und kräftiger geworden, weil sie Kraft empfing von Jesus Christus, der sich ans Kreuz hatte nageln lassen aus Liebe zur Menschheit. Sie schenkten aus vollem Herzen, aus reiner Gesinnung und gaben ein Beispiel, das uns, wenn wir einen Schicksalsschlag erleiden und der Satan in uns versuchen will, mit Gott und der Welt zu hadern, anspornen soll, dennoch Gutes zu tun.

KARFREITAGSTROST

Sieh meine Dornenkrone! Komm ich will
Ein Reis davon ums müde Haupt dir legen,
Dann wird dein Zweifel, deine Sorge still,
Und all dein Leiden wandelt sich in Segen.
Sieh meiner Male Bluten! Laß mich dir
Mit einem Tropfen deine Stirne feuchten,
Und durch Karfreitagsdunkel folge mir
Zu eines Ostermorgens schönem leuchten.
Sieh meine Seite, offen für dein Weh!
Denn alle Sünder will ich an mich ziehen,
Blutrote Schuld wird weißer als der Schnee.
Am Kreuzesholz der Liebe Wunder blühen!

Johanna Kaiser

DER SELIGE PAPST INNOZENZ XI.

(1676 – 1689)

„Konradsblatt"

Am Fest der Rosenkranzkönigin, dem 7. 10. 1956, hat Papst Pius XII. einen seiner Vorgänger zur Ehre der Altäre erhoben, ein Vorgang, der kurz nach der Heiligsprechung Pius' X. besonders beachtet werden will. Es ist sichere Meinung der Kirchenleitung, daß die Prozesse für die im Rufe der Heiligkeit verstorbenen Päpste nicht immer so gefördert worden sind, wie es die großen Gestalten auf dem Stuhle Petri verdient haben.

Nun kam also ein Prozeß zu einem erfolgreichen Abschluß, der schon unter Klemens XI. (1700 – 1721) begonnen wurde, aber hauptsächlich wegen des Widerstandes der französischen Regierung so lange liegen blieb. Den Grund dafür werden wir besser verstehen, wenn wir die Gestalt des seligen Papstes in einer Skizze zu zeichnen versuchen.

„Als Kardinal reich — als Papst arm"

So sagte er später einmal von sich selbst. Er hätte auch sagen können: als Weltmann reich, weil er aus der durch Handel vermögend gewordenen Familie der Odescalchi stammte. Als er 1611 in Como geboren wurde, hatte diese Familie der Kirche schon viele tüchtige Männer geschenkt, darunter heiligmäßige Bischöfe. Er selbst wollte nach seinen Studien bei den Jesuiten gar nicht Priester werden, sondern studierte Jura und erwarb den Doktorgrad. Zwei Kapuziner bestimmten ihn, Theologie beizulegen, und als er nach seiner Weihe nach Rom kam, erhielt er sofort einflußreiche Stellen. Er wurde z. B. päpstlicher Generalkommissar für die Marken, wo er seine Pflicht hervorragend erfüllte und schon damals den Armen half, wo er nur konnte; einer seiner charakteristischen Züge, die ihn schon früh in den Ruf eines heiligmäßigen Priesters brachten. Wenn man heute den 890 Seiten starken Band über seinen Seligprechungsprozeß liest, wird dieser Zug immer rühmend erwähnt. Weil er der Vater der Armen war, wurde er immer Legat, wenn eine Hungersnot ausbrach. Da er aber auch ein ausgezeichneter Verwaltungsfachmann war, brachte er immer in kurzer Zeit Hilfe und Vertrauen. Sein Bistum Novara wurde in seiner Zeit ein Muster religiöser Haltung und unbestechlicher Verwaltung. Er wurde mit 34 Jahren eine vom Papst so bevorzugte Persönlichkeit, daß das Gerücht aufkam, er habe unredliche Mittel angewandt. Das war aber seinem Charakter genau entgegengesetzt. Denn er war sich selbst gegenüber so gewissenhaft, daß er als Kardinal schon zurückgezogen lebte und nur dann sich sehen ließ, wenn schwere Unglücke das Volk bedrückten. So blieb er allen politischen Händeln fern, und als sich bei der Papstwahl nach dem Tode Klemens' X. zwei mächtige Parteien bildeten, meinte Ludwig XIV. seinem Gesandten den Rat geben zu dürfen, diesen frommen und unpolitischen Kardinal Benedetto Odescalchi indirekt vorschlagen zu können. So wurde er gewählt. Aber Ludwig XIV. sollte sich täuschen, wenn er gemeint hatte, diesen unbeugsamen Mann für seine Pläne gebrauchen zu können. Keiner hat so unbeirrt und siegreich dem Sonnenkönig die Rechte der Kirche vor Augen gehalten.

Alle waren überrascht, wie energisch und konsequent der neue Papst seine Regierung begann. Er wollte keine äußeren Feierlichkeiten, keinen Erinnerungstag an seine Krönung. Er trug die Gewänder seiner Vorgänger, obwohl sie ihm zu klein waren. Er war groß und schlank. Er bat die Regierung, keine Huldigungsdelegationen zu schicken. Sie möchten das Geld den Armen ihrer Länder schenken.

Seine Wohnung wurde einfach eingerichtet, hatte nur einen Holztisch, ein Elfenbeinkruzifix, einige verblichene Heiligenbilder und einen besseren Stuhl für die Besucher. Äbte schämten sich, wenn sie das Oberhaupt der Kirche so bescheiden eingerichtet sahen. Als er in den Quirinal einzog, wollte er die Zimmer, die keinen Blick ins Freie hatten. Seine Dienerschaft wurde vermindert, ja er wollte sogar seine Kirche, den Lateran, ohne Begleitung der Kardinäle besuchen. Besonders bezeichnend für ihn war sein Verhältnis zu seinem von ihm sehr geliebten Neffen Livio. Bisher bekamen die Verwandten eine Rente und hatten auch sonst einige Vorrechte. Innozenz XI. aber ließ schon am Abend seiner Wahl seinen Neffen kommen und sagte ihm klar, daß er auf keine Zuwendungen hoffen könne. Er möge sich außerdem nicht in Regierungsgeschäfte einmischen. Die Römer wußten das bald und sagten, wenn sie einem etwas Schlechtes wünschten: es möge dir ergehen, wie Don Livio. Seine armen Verwandten hat der Papst aus seinem Privatvermögen unterstützt, aber mit der Vetternwirtschaft war es für immer vorbei.

Der vorbildliche Verwalter

Wenn der Herr den vorbildlichen Verwalter gelobt hat, dann müssen wir auch einige Einzelheiten

---

AUFERSTEHN

Der starre Winter muß nun weichen,
die Sonne taute alle Pracht
des weißen Schmuckes — ohnegleichen
und sieghaft froh ist ihre Macht!
Der Bäume Kleid wird wieder lichter
in ihrer jungen Triebe Grün,
die Bäche sind erlöst und springen
befreit, voll Glück, zum Tale hin.
Noch spüren wir die dunklen Schauer
im Leid, durch das der Herr muß gehn,
doch die Vollendung bricht die Trauer,
aus Leid und Nacht blüht Auferstehn!

Elisabeth Ahrend

zum Lobe des seligen Innozenz XI. sagen. Denn er war auch darin vorbildlich, wenn auch für die Römer streng. Er trat Mißständen in Theater und Karneval fest entgegen. Wenn das Volk Not litt, verbot er alle Lustbarkeiten, und das Geld floß in die Kassen der Waisenhäuser; Theater wurden Getreidespeicher, Gold- und Silbermünzen wurden nur für die Kirchenkasse geschlagen. Keiner bekam sie als Geschenk. Alle Ämter, die keine Bedeutung mehr hatten, aber zur Versorgung von Familien dienten, wurden kurzerhand abgeschafft, andere wurden zusammengelegt, und die Inhaber bekamen nur ein Gehalt dafür. Alle Spesen fielen weg. Der Papst vermietete Gartenanlagen, um die großen Schulden zu decken. Da er rücksichtslos gegen Bestechung vorging, bezahlten die Pächter alle Steuern gern, weil sie dann wirklich alles bezahlt hatten. Der Papst überwachte die Kornkammern der Stadt persönlich, er beschlagnahmte Getreidevorräte, wenn Brotmangel herrschte. Als man ihm einmal meldete, daß das Brot aus holländischem Getreide, welches er gekauft hatte, nicht gut schmeckte, ließ er sich aus allen Bäckereien Proben kommen und antwortete: „Das Getreide ist gut, aber es ist schlecht gebacken." Keine neuen Steuern führte er ein, aber seine Gewissenhaftigkeit in der Verwaltung brachte es so weit, daß er die großen Schulden restlos abtrug. Das Volk dankte es dem Seligen nicht — erst nach dem Tod erkannte es, welch heiligmäßigen Papst es gehabt hatte.

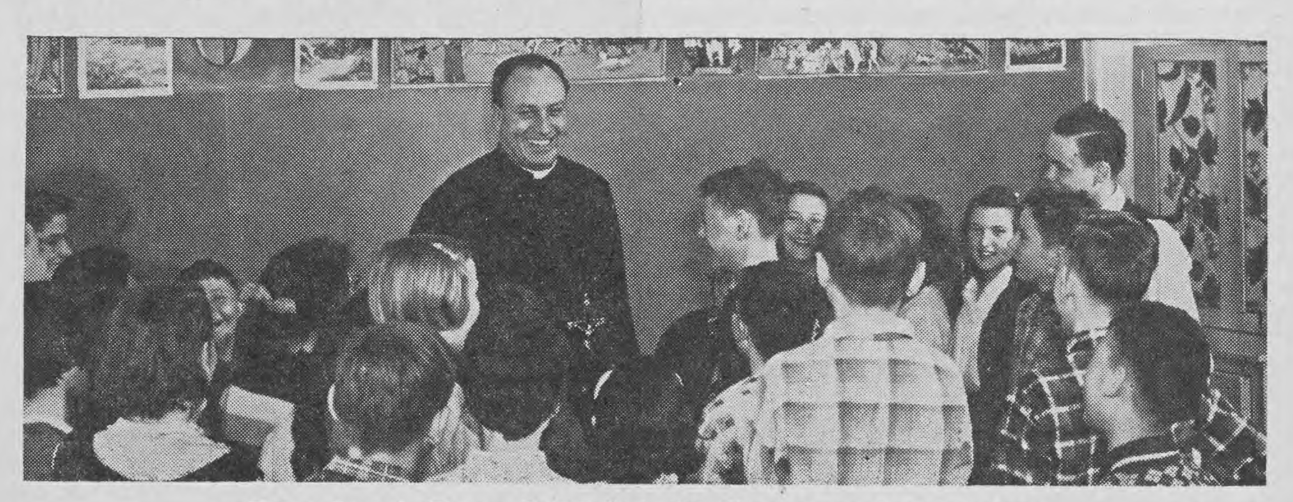
Innozenz XI. war ein innerlich unabhängiger Charakter. Er überlegte lange, handelte dann, und keiner vermochte ihn wieder umzustimmen. Ein Beispiel für viele sei hier angeführt: seine Kardinalsernennungen. Er hatte eine Verordnung gegen geldliche Zuwendungen an päpstliche Verwandte schon in Auftrag gegeben, um ein für allemal diese Unsitte unmöglich zu machen. Er hielt es aber dann für besser, nur Kardinäle zu ernennen, die Gewähr gaben, daß sie nur das Wohl der Kirche im Auge hatten. Im Herbst 1681 ernannte er 16 Kardinäle, die alle Männer seines Vertrauens waren und seit Jahren in seinem Geist gearbeitet hatten. Dann, fünf Jahre später, ernannte er wieder 27. Bis auf zwei, die man nicht allgemein schätzte, mußten auch die Gegner des Papstes — sogar die Fürstenhöfe! — die Weisheit und Gewissenhaftigkeit anerkennen. Nur Ludwig XIV. war wie immer unzufrieden. Der Papst ließ ihm sagen, die Kardinäle würden für die Kirche nicht für die Nation ernannt. Innozenz XI. war, natürlich gesehen, kein großer Menschenkenner, schon deshalb nicht, weil er wie ein Einsiedler lebte. Aber für die Kirche traf er immer die richtige Wahl.

Der Sieger im Türkenkrieg

Wenn wir heute die Geschichte seines Pontifikats lesen, müssen wir sagen, daß der Papst eine große Idee seit seiner Jugend hatte: den damaligen Erbfeind des Christentums, die Türken, aus dem Abendland zu vertreiben. Diesem Werk hat er alles geopfert. Gerade weil wir heute wieder die Uneinigkeit Europas erleben — wenigstens, wenn es sich um Opfer für die gemeinsame Sache handelt — können wir die unablässigen, unerschütterlichen Bemühungen Innozenz' XI. nur mit Bewunderung und Stolz zur Kenntnis nehmen. Welche persönlichen, nationalen und politischen Schwierigkeiten hatte der Papst und seine Nuntien zu überwinden, ehe die Allianz zwischen Kaiser Leopold und dem Polenkönig Johann Sobieski, nach siebenjährigem Kampf nach allen Seiten, zustande kam. Die Hauptschwierigkeit war Ludwig XIV., der das Reich treffen wollte. Immer wieder wich der Sonnenkönig aus, gab ausweichende Antworten, intrigierte, opferte unwahrscheinliche Summen zur Bestechung des polnischen Reichstags. Noch am letzten Tage verkaufte der Gesandte Ludwigs sein Taschengeschirr, um Bestechungsgelder zu haben. Die tüchtigen Nuntien, angespornt durch den Eifer und die Folgerichtigkeit des Papstes, siegten zum Schluß und die Schlacht um Wien 1683 wurde gewonnen.

Verteidiger kirchlicher Rechte

Wir sagten, daß die Franzosen lange Zeit versucht hatten, die Seligsprechung Innozenz' XI. zu verhindern, weil das einer indirekten Verurteilung Ludwigs XIV. gleichkomme, mit dem der Papst zeit seines Pontifikates zu kämpfen hatte. Nicht nur wegen seiner kirchenpolitischen Ansichten, die denen Roms genau entgegen waren. Da Ludwig auf dem Höhepunkt seiner Macht stand, war es nicht im-

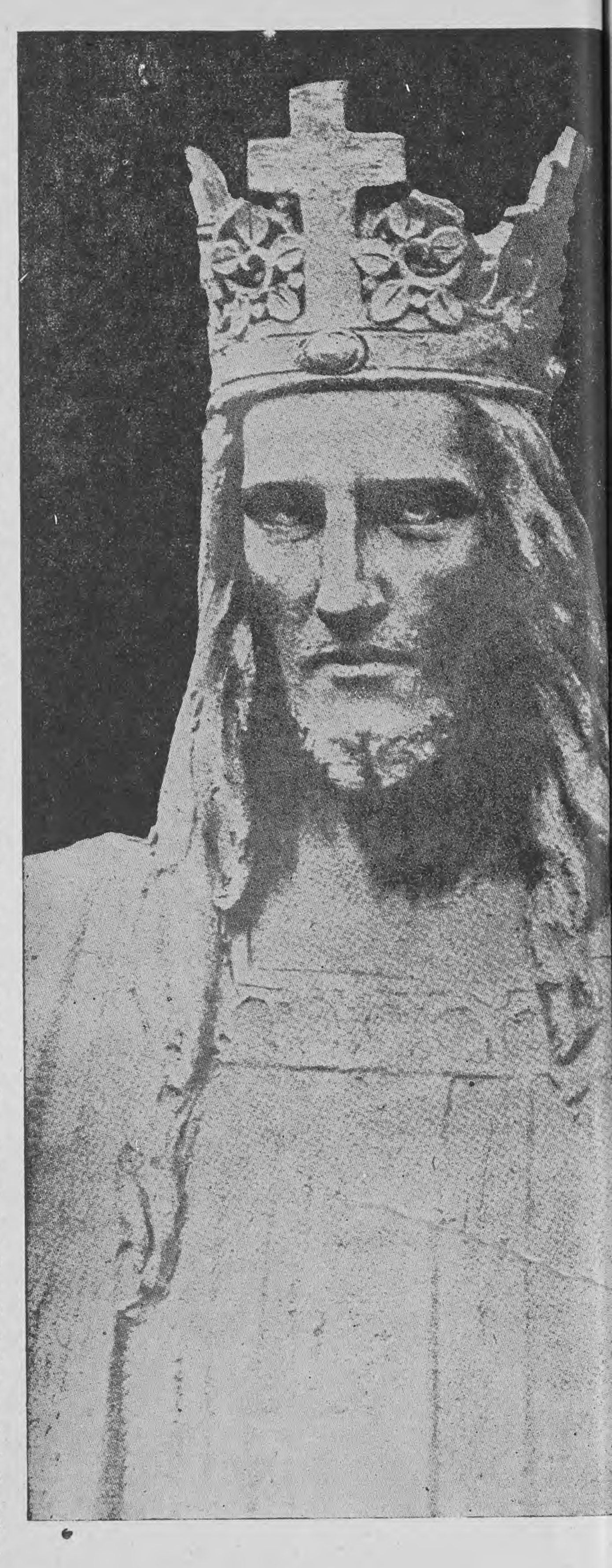


Pater Joseph Simon O.M.I. hat viel Fragen zu beantworten

mer leicht, sich dem dauernden Druck von vielen Seiten zu widersetzen. In der Regalienfrage zeigte der Papst, daß er sich nicht einschüchtern ließ. Unter dem Regalienrecht verstand man in Frankreich das Recht des Königs, in einigen Bistümern nach dem Tode des Bischofs die Einkünfte zu verwalten und zu vergeben. Darum brach ein jahrelanger Streit aus, der mit allen Mitteln der damaligen Diplomatie geführt wurde. Der Papst geriet zeitweise sehr in Bedrängnis, da sich Bischöfe, theologische Fakultäten, Parlamente, ja sogar einige seiner Ratgeber gegen ihn stellten, und bereit waren, um des lieben Friedens willen, nachzugeben. Innozenz hat diese Frage nicht mehr lösen können. Aber wegen des ungebürlichen Benehmens der Gegenseite war er doch schon jetzt der moralische Sieger. Der Kampf zwischen der französischen Krone und dem Papst wurde erst 100 Jahre später mit der Revolution beendet.

Wichtig für uns war der Streit um das Kölner Erzbistum. Kurfürst Maximillian Heinrich von Bayern und sein Domdechant Wilhelm von Fürstenberg waren abhängig von Frankreich. Ludwig XIV. versuchte nun, diesen letzteren zum Koadjutor mit dem Recht der Nachfolge zu machen. Der Kandidat des Kaisers war der 17jährige Klemens von Bayern. Der Papst erklärte, Parteiungen rechtfertigten nicht die Ernennung eines Koadjutors. Ludwig drohte, es werde einen europäischen Krieg geben, wenn Wilhelm nicht anerkannt werde. Nach dem Tode Max Heinrichs wurde der Streit noch gefährlicher. Der Papst erklärte Klemens für volljährig und so wurde er wählbar. Ludwig gegenüber aber erklärte er, der französische König habe sich nicht in rein deutsche Verhältnisse einzumischen. Viele Briefe, Botschaften und Botschafter wurden gewechselt. Der Papst blieb fest, und am 18. September 1688 bestätigte Innozenz die Wahl des Bayern, und alle noch folgenden Drohungen und Mißhandlungen des Nuntius Ranuzzi änderten nichts mehr an der Entscheidung.

Von den innerkirchlichen Kämpfen auf dem Gebiet des Glaubens haben wir hier nicht sprechen können. Wir wollen nur erwähnen, daß der Papst auch hier ein wachsamer Hirte in dieser theologisch aufgeregten Zeit war. Denken wir nur an die Kämpfe gegen den Jansenismus und den Quietismus, alles Irrlehren, die die katholische Lehre über die Gnade, die guten Werke, den freien Willen verfälschen wollten. Aber selbst die Gegner in diesen Auseinandersetzungen, wie Arnauld, mußten die vorbildliche Hirtensorge dieses Papstes anerkennen. Und eigentlich keiner hat diesem gewissenhaften, sittenstrengen, sparsamen und freigebigen Nachfolger Petri dieses Lob verweigert. Alle Protestanten, wie Ranke, Hermelinck, Brosch lobten diesen Papst, der nie eine schlechte Handlung begangen habe. Alle sind sich darin einig, daß Innozenz XI. eine der Idealgestalten auf dem Stuhle Petri gewesen ist. Seit dem 7. Oktober 1956 wird er nun unter die Seligen gezählt und wir wollen im Geiste an sein Grabmahl in St. Peter gehen, wo die Befreiung Wiens von den Türken dargestellt ist. Wir wollen beten, daß in der Zeit, wo ein viel gefährlicherer Feind vor den Toren steht, der mutige und unbeugsame Geist dieses Kämpfers uns alle beseelen möge. P. E. Schm.



Aus Kanada's katholischem Leben der Deutschen

Seit längerer Zeit erfreuen wir uns hier im Westen eines katholischen Radioprogramms in deutscher Sprache. Jeden Sonntag finden wir es um 12:45 P.M. auf Welle 710, Station C.F.R.G., Gravelbourg.

....Organisiert wurde dieses Programm und geleitet wird es von Pater Joseph Sluga O.M.I., Lancer, Sask. Der Mut, mit dem der Oblatenpater Sluga ans Werk geht, muß ihm hoch angerechnet werden. Durch sein sonntägliches Radioprogramm hat Pater Sluga es gewagt, eine uns allen teure und liebe Tradition wieder lebendig werden zu lassen. Die Tradition der Oblatenpatres des Westens, unseren deutschsprechenden Katholiken hier in Canada Wegweiser und Führer zu sein. Wegweiser und Führer aus dem grauen Alltag mit seinen Sorgen und Gefahren, mit seinen Kreuzen und auch Schlechtigkeiten dorthin, wo unser Katholik sich immer wohl und geborgen fühlt: zu Jesus Christus hin, unserem Herrn und Hoffen.

Pater Sluga's Radioprogramm ist Seelsorge ganz nach den Wünschen der Kirche und ganz nach dem Herzverlangen unserer katholischen Leute: Seelsorge in Muttersprache und nach Väterbrauch!

Wir laden alle unsere Leser ein, diesem sonntäglichen Programm fleißig zuzuhören — und es auch zu unterstützen!

* * *

Hoch interessant war das Februarprogramm des Kolpingsfamilie Vancouver. „Wer den Altar Gottes in seiner Jugend nicht geliebt, der muß in der Regel harte Wege wandeln, bis das Herz nicht bloß glauben, sondern auch lieben und sich demütigen gelernt hat." Diese Worte des Gesellenvaters und Priesters Adolf Kolping standen auf dem 'Monatsprogramm' für Februar der Kolpingsfamilie Vancouver geschrieben. Und die Gesellen schrieben dazu: „Diese Worte unseres Gesellenvaters, die sein Leben voll erfüllten, hat er uns allen mit auf den Weg gegeben. Sie sind auch der Leitgedanke unseres kommenden Religionsvortrages."

Das Monatsprogramm für Februar lautete:

4. Feb. RELIGIONSVORTRAG: „Das christliche Menschenbild" H. H. Pater K. Ackermann O.M.I. spricht zu uns über die Gnadenlehre unserer Kirche.

10. Feb. KOMMUNIONSONNTAG

11. Feb. Herr Dangelmeier spricht zu uns über die Gesetzmäßigkeit in der Harmonie der Farben.

15. Feb. Vorstandsversammlung um 7:30 P.M.

18. Feb. Wir singen und üben Volkslieder unter Leitung unserer Organistin, Frau Biegler.

25. Feb. Herr Prof. Dr. Scherer, Dozent an der UBC für Anatomie, spricht zu uns aus seinem Tätigkeitsbereich in einem Lichtbildervortrag.

„Treu Kolping", schließt dieser Bericht. „Treu Kolping" aber heißt: Treu dem Altar und der Kanzel, treu dem Gnadenleben Christi und der Lehre Christi! Wo Kolpingssöhne hier unter uns diese Treue pflegen, da fürchten wir nicht: Der Glaube ist einem Senfkorn gleich, das langsam nur aber sicher alles durchsäuert, alles belebt.

In Paragraph 1, Punkt 5 der „Statuten der Kolpingsfamilie Vancouver" heißt es: Unser Programm ist „Verbindung aufzunehmen mit Kolpingsfamilien, mit den K. F. in den U.S.A. und Canada, mit andern Kolpingsbrüdern in aller Welt." Es wird das „Senfkorn" der katholischen Arbeit der Kolpingsbrüder Canadas vieles durchsäuern können, was heute „ungesäuert" zu werden droht, „ungesäuert" unter unseren Landsleuten hier in Canada. Bleibt „Kolping treu". Hier in Canada würde Kolping seinen Gesellen sagen: Unterstützt durch Tat und durch Schrift das einzige katholische Blatt deutscher Sprache, das Ihr hier in Canada findet — Gott sei Dank dafür! — unterstützet es und benutzet es..

„Unser Fundament ist der katholische Glaube.." (Adolf Kolping)

Das Tabakskollegium

Einst mußte der Priester Dr. Johann Gustav Reinbeck an der rauhen Tafelrunde Friedrich Wilhelms I., die unter dem Namen „Tabakskollegium" berühmt geworden ist, teilnehmen.

Obwohl er bemüht war, möglichst wenig aufzufallen und die Würde seines geistlichen Standes in guter Haltung zu wahren, blieb es ihm doch nicht erspart, daß der Blick des zu derben Scherzen aufgelegten Königs auch ihn ereilte und zum Opfer erkor.

„Jetzt ist er dran!" sagte Friedrich Wilhelm, „Mach Er mir sofort aus dem Stegreif ein Gedicht auf ein schönes Mädchen!"

„Hoho!" dröhnte schadenfroh die Tafelrunde. Der Priester bedachte sich einen Augenblick, lächelte und sagte in die gespannte Stille hinein:

„Wenn mir ein schönes Kind begegnet,
Das Gott mit Anmut hat gesegnet,
So fallen mir Gedanken ein."

„Hoho!" lachte der König, „Was für Gedanken hat Er denn, Er Schwerenöter?"

Der Priester fuhr fort:

„Der Gott, der so viel schöne Sachen
Aus einem Nichts hat können machen —
Wie schön muß dieser Gott wohl sein!"

Er setzte sich inmitten einer plötzlichen Stille und hob mit einem guten Lächeln sein Glas den Humpen entgegen, die ihm die andern beschämt und mit schweigender Hochachtung hinhielten.

G. Schoeppl

Aus der katholischen Welt

England — Erzbischof Godfrey Nachfolger Kardinal Griffins. Zum neuen Erzbischof von Westminster und Nachfolger des am 20. August 1956 verstorbenen Kardinals Griffin ernannte Papst Pius XII. den bisherigen Erzbischof von Liverpool, William Godfrey. Der neue Erzbbischof von Westminster wurde 1889 in Liverpool geboren, 1916 zum Priester und 1933 zum Bischof geweiht. Papst Pius XII. ernannte ihn im Jahre 1954 zum Apostolischen Delegaten in England. Er wurde im Jahre 1954 zum Erzbischof von Liverpool berufen.

Die Bezeichnung „eingeboren" soll in Zukunft von der Kirche nicht mehr auf den einheimischen Klerus der Missionsländer angewandt werden. Diese Entscheidung wurde auf die Bitte der Missionare getroffen, um die Einstellung der autochthonen Bevölkerung zu respektieren. Gegenwärtig gibt es in den verschiedenen Ländern Afrikas und Asiens insgesamt 600 einheimische Priester und 1 300 Seminaristen.

Blutige Bilanz der Kirchenverfolgung — Die kathoische Kirche beklagt am Ende des Jahres 1956 allein unter den Kardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen, Apostolischen Präfekten und Administratoren 191 Opfer der kommunistischen Verfolgung. 28 katholische Oberhirten wurden von den Kommunisten ermordet oder starben an den Folgen von Gefangenschaft und Mißhandlungen. 36 Oberhirten befinden sich noch in Gefängnissen, in Zwangsarbeitslagern oder unter Hausarrest, 23 im Exil, 91 sind von ihren Bischofssitzen vertrieben, 13 auf andere Art und Weise an der Ausübung ihres Bischofsamtes gehindert. Die meisten Opfer forderte der Kommunismus in China, wo insgesamt 117 Oberhirten ihr Amt nicht mehr ausüben können. Unter ihnen befinden sich ein Kardinal, der Erzbischof von Peking, Thomas Tien, 17 Erzbischöfe, 70 Bischöfe und 29 weitere Oberhirten. 90 wurden ausgewiesen, fünf starben in Gefängnissen, sieben befinden sich noch im Kerker, vier im Exil und elf werden auf andere Weise an der Ausübung ihres Amtes behindert. Mit 29 Opfern steht die Sowjetunion an zweiter Stelle der Liste der Kirchenverfolger. In Rußland, den drei baltischen Staaten Estland, Lettland und Litauen und den früheren polnischen Gebieten der Ukraine wurden zwei Oberhirten ermordet, sieben starben in sowjetischen Gefängnissen und Zwangsarbeitslagern, acht befinden sich noch in Gefängnissen und zwölf wurden ins Exil geschickt oder sind inzwischen im Exil gestorben. Zu den Kirchenverfolgern gehören außerdem: Albanien, Bulgarien, die Tschechoslowakei, Ungarn, Nordkorea, Nord-Vietnam, Rumänien und Jugoslawien. Albanien ist verantwortlich für die Hinrichtung von zwei Bischöfen und den Tod eines Erzbischofs im Gefängnis. Die Tschechoslowakei hat einen Erzbischof von seinem Bischofsstuhl vertrieben, zehn Bischöfe befinden sich unter Arrest oder im Gefängnis. In Ungarn mußte der Primas, Josef Kardinal Mindszenty, vor den Kommunisten Zuflucht in der amerikanischen Gesandtschaft suchen, ein Bischof wurde ermordet, ein anderer starb im Gefängnis. Zwei Bischöfe starben in kommunistischen Gefängnissen in Nordkorea, ein weiterer Bischof befindet sich im Exil. Das Schicksal des Apostolischen Präfekten von Kwangju ist ungewiß, er verstarb wahrscheinlich als Gefangener der Kommunisten. In Nord-Vietnam wurden drei vietnamesische Bischöfe von ihren Sitzen vertrieben, ein Missionsbischof ausgewiesen. In Rumänien sind sämtliche Mitglieder der Hierarchie beseitigt worden. Ein Erzbischof und drei Bischöfe starben im Gefängnis oder an den Folgen ihrer Haft, sechs Bischöfe sind noch im Gefängnis. In Jugoslawien befindet sich der Erzbischof von Agram, Aloisius Kardinal Stepinac, noch immer unter Hausarrest, ein Erzbischof und ein Bischof sind im Exil, ein weiterer Bischof starb im Exil, ein Bischof befindet sich im Gefängnis, zwei wurden von den Kommunisten ermordet.

Ein trauriger Rekord — Ist es für uns in der Bundesrepublik nicht beschämend, wenn das Fachblatt für Schweizerisches Anstaltswesen schreibt, daß Westdeutschland „zu den größten Produzenten der Schundliteratur gehört und die gefährlichsten Erzeugnisse dieser Art von dort stammen"? „Die deutschen Illustrierten und Magazine überschwemmen heute die Schweiz mit ihrem vorwiegend auf sexuelle Sensationen gerichteten Inhalt . . . Man sieht, das christliche Westdeutschland geht wohl den Weg der Demokratie, daneben wird die latente Kriminalität und Sexualität mit allen geschäftlichen Mitteln gefördert." Die Zeitschrift „Jugendwohl" fügt hinzu, daß österreichische Teilnehmer des zehnten Deutschen Jugendgerichtstages ebenfalls geäußert hätten, daß die in ihrem Lande umgehende Schmutzliteratur vor allem aus Westdeutschland komme. — Es sind nur wenige Jahre her, daß ein französischer Jesuitenpater äußerte, er müsse als Franzose vor Scham erröten, wenn er einen deutschen und einen französischen Zeitungskiosk miteinander vergleiche. Freilich das war vor der Währungsreform. . . .

Hamburg, Auswandererseelsorge — Eigene Schiffsgeistliche begleiteten auf 35 Auswandererschiffen im vergangenen Jahr deutsche Auswanderer. Die Zahl der an Bord seelsorglich betreuten Auswanderer ist, verglichen mit dem Jahre 1955, um etwa 4000 auf 13 889 gestiegen. 709 Gottesdienste wurden auf den Schiffen abgehalten, 26 450 Auswanderer nahmen daran teil. 8694 Auswanderer konnten auf der Reise nach Kanada betreut werden.

In Japan wurden kürzlich 21 Seminaristen zu Priestern geweiht, die bisher erreichte Höchstzahl in der Geschichte des Landes. Hiervon waren 14 Japaner, die zum Diözesanklerus gehören, und 7 Ausländer, die der Ordensgemeinschaft der Salesianer angehören. Die Kandidaten waren Absolventen des von den Jesuiten geleiteten Großen Seminars. Bei einer Gesamtbevölkerung von rund 80 Millionen zählt Japan gegenwärtig 300,000 Katholiken.

Die Veilchen-Legende

von Josef Magnus Wehner

Ehe der Herr den Weg des letzten Leidens beschritt, lud ihn Joseph von Arimathäa ein, seinen Garten zu segnen: alle Frühlingsblumen blühten schon. Maria Magdalena, die kunstreiche Gärtnerin, hatte sie gepflanzt und in Beete geordnet, sogar die Felsen glühten von Blumenpolstern.

Gern kam der Herr mit seiner Mutter und den Jüngern und sprach unter einer Zypresse hervor den milden Blumensegen in die Runde über die lieblichen Gewächse; sie leuchteten im Abendlicht doppelt schön, da die Trauer des Abschieds schon über dem Garten lagerte.

Darauf wanderte die Schar von Beet zu Beet, und Maria Magdalena wußte viel zu erzählen von der Herkunft, Art und Kraft einer jeden Blume.

Unter solchen Gesprächen näherten sie sich jenem Teile des Gartens, wo die felsige Wildnis begann. Es war schon spät, die Schirme der Pinien lagen als schwarze Wolken auf den Stämmen, und die Zypressen loderten ihren dunkelgrünen Würzrauch in die Luft.

Plötzlich erblickte der Herr, der mit Johannes vorausging, im Gefels zu seiner Rechten den nackten Eingang zu einem Grabe und wußte, daß sein Leib in wenigen Tagen durch diesen offenen Steinschacht würde hineingetragen werden, um drei Tage lang den Todesschlaf zu halten.

Er erschrak und zögerte, denn hinter ihm ging ja die Mutter, und da sie schwerer Ahnung voll war, würde der Anblick der schwarzen Höhle gewiß ihr Herz ängstigen und sie würde den Herrn des Gartens fragen, für wen denn dieses Grab bestimmt sei. Da senkte der Herr sein Haupt, und während seine Gedanken ganz nach innen gingen, siehe, da wuchs ein dunkelgrüner Teppich von Blättern vom Felsen herab, so dicht und fest, daß der Eingang ganz von ihm bedeckt war.

Wohl schaute nun die Mutter hin, ja sie ging sogar an das glimmende Gehäng, auf dem das letzte Rot der Abendsonne lag und sprach zum Herrn: „Sieh her, mein Sohn, welch schöne junge Blätter!"

Aber nur Johannes wandte sich um und sprach innig: „Ja, Mutter, und schau nur hin, haben die Blätter nicht die Gestalt grüner Herzen?"

„Ja, sagte die Mutter und führte die zarten Blätter an ihren Mund. Dann schritt sie weiter.

So kam es, daß am späten Abend des Karfreitags die Mutter gar mild getröstet wurde, als Joseph von Arimathäa jenen Blütenteppich emporhob, um dem toten Heiland Raum zu schaffen; denn er erzählte ihr die wunderbare Begebenheit, und rundum drangen währenddessen unter den Blättern die jungen Knospen hervor, die der Herr des Lebens geschaffen hatte.

In der Frühe des Ostertages aber, als die Mutter, von vielen Stimmen gerufen, in den Garten kam, da leuchtete den Fels herab eine Flut dunkelblauer Veilchen, und ihr Duft war so süß in der Frische des heiligen Morgens, daß die Mutter vor Freude weinte. Sie brach sich einen kleinen Strauß und als sie nun bald den Auferstandenen erblickte, Auge in Auge, da reichte sie ihm die violette Blühnis, und der Herr lächelte aus dem siebenfarbigen Licht und hielt die Blume an seine Seitenwunde.

Von da an wurde die Farbe der Veilchen zur Farbe der heiligen Wochen, und der christliche Osten gibt heute noch den Toten, die auf die Auferstehung hoffen, Veilchen mit ins Grab.

Osterlied

Das Sämlein in der Erde
Muß sterben und vergeh'n,
Daß es ein ewiges werde
Im Wiederaufersteh'n.

Ein Opfer will es scheinen
Und lohnt sich doch zuhauf:
Es blühen aus dem einen
Vieltausend Samen auf.

Wir müssen sterben lernen,
Im Tod uns selbst vergeh'n,
Daß wir zu ewigen Sternen
Aus Stürmen aufersteh'n.

Der mit dem Fahnenschafte
Des Sieg's den Tod zerstieß
Ist unser Halt und Hafte
In aller Finternis.

Was uns an Leid betroffen
Und fürder treffen mag:
In Glaube, Liebe, Hoffen
Nimmt's auf sein Ostertag.

Was soll uns da noch schrecken?
Wo ist noch eine Not?
Er selbst wird uns erwecken
Vom Glorienlicht umloht.

In seinem Lichte schreiten
Wir künftig jede Bahn,
Der Herr der Ewigkeiten
Als Heiland geht voran.

Tu auf dein Herz dem Hohen,
Daß Er es weiht und feit:
In Liebe soll es lohnen
Für ihn in Ewigkeit!

Franz Schrönghamer-Heimdal

Heimat aus Gottes Hand

Roman von Luis Trenker

Fortsetzung

„Lukas, es ist alles anders geworden. Ich weiß nicht, welche geheimnisvolle Kraft das Schicksal in die Herzen der Menschen geschleudert hat. Besessen sind sie davon. Ob es zum Guten geht, ob zum Bösen — wer könnte es sagen? Bis auf die Grundfesten ist die Welt erschüttert. Wie am Schöpfungstage liegt alles bloß. Nichts Festes mehr, alles schwankt, alles formt sich neu. Ein Aufbruch zum Höchsten? Vielleicht. Eines ist gewiß: Wer abseits bleibt, ist verloren! Die Vorsichtigen, die Ängstlichen, Besorgten werden die ersten sein, die unter die Räder kommen. Die Aufrechten, Zähen, Entschlossenen aber entscheiden. Kein Volk, das nicht neu erschaffen, kein Staat, der nicht erneut seine Existenz beweisen müßte! Die erste Erkenntnis: Der kostbarste Stoff, der sprödeste zugleich, ist der Mensch!"

„Du meinst also: Hinein in die Politik!"

„Nenne es, wie du willst. Ich sage: Die Politik nur kann die Bresche schlagen für jenes Zeitalter der Technik, von dem wir träumen. Entscheidend aber im letzten bleibt der Mensch." Er unterbrach sich, und ruhiger setzte er fort: „Deshalb sehe ich auch anders, was du von den Berghöfen sprichst, Lukas. Gewiß kann die Technik viel helfen. Doch das Wesentliche bleibt, daß diese Höfe Menschen stellen, Menschen, Bauern, ja! Und wenn es, um einem Menschen, die letzte bäuerliche Kraft und Zähigkeit zu geben, nötig wäre, daß er die Erde seines Ackers im Bucklkorb emporschleppte, so soll er es in Gottes Namen tun, besser, als daß ein schwaches, knieweiches Geschlecht entstünde. Die Grenzen, die dem Einsatz der Technik im bäuerlichen Betriebe und überhaupt gesetzt sind, liegen also dort, wo das natürliche, gewachsene Menschentum auf den Höfen durch das Technische Schaden leiden würde. — Doch zurück zu deinem mißachteten Gewerkschaftssekretär. Zugegeben, die äußeren Formen seiner Arbeit sind nicht erfreulich, schon gar nicht für einen, der so zum beherzten Zufassen geboren ist wie du, Lukas. Aber, ist es nicht das Höchste, das uns diese gewaltige Zeit aufgibt: Den Menschen ein Ziel zu geben, Menschen zu führen? Ich verstehe, du müßtest vollkommen umschwenken, nicht mehr dem Beruf des Ingenieurs, Hüttendirektors oder sonst einer schaffenden Richtung leben, sondern von außen sozusagen den Arbeitenden ein Helfer, ein Ratgeber, ein Führer werden. Du bist jung, Lukas, ungestüm, unverbraucht, noch ist es Zeit, alles übrige wird sich finden. Du hast das Zeug in dir zu einer solchen Stelle, ich weiß es."

Lukas schritt, die Hände auf dem Rücken, erregt in der Stube auf und nieder. Steil stand die Falte zwischen den Brauen. Wie sicher war er noch die Stunde zuvor auf diesem Stück Erde gestanden, der Ingenieur-Bauer, wie ihn die Herren der Kommission nannten, der künftige Fioller! Und nun stand plötzlich, da die verbergenden Hüllen weggerissen waren, die andere Welt wieder vor ihm: Maschinenhallen, pochende Hämmer, die vulkanische Urgewalt der Hochöfen, der Stahl, der in feurigen Schlangen in jene Formen rast, die ihm der menschliche Wille aufzwingt, und Männer, harte, zähe, schweißtriefende Männer überall. Und er, der Lukas, einer von ihnen, mitten in ihren Reihen, helfend, ratend, mit stummem Händedruck da, mit Worten dort, ihre Nöte — seine Nöte, ihr Leben — das seine!

Am Fenster lehnte Goldiner, dieser selbstlose Freund, dem Lukas schon so viel verdankte, ernst und mit der ganzen Sicherheit des Mannes, der ein Ziel vor seinen Augen hat und weiß, was Treue und Freundschaft im Leben eines Menschen bedeuten Der gleiche Goldiner, der, wenn ihm der Schwenkkran die Stoßzange zuführte, mit der Wucht eines Riesen danach greifen konnte und die heikelste Arbeit im Werk tat: den Ofen anzustoßen, Goldiner, von dem allein es abhing, wie der Stahl geriet. Da stand er ruhig und blickte hinaus in den frühsommerlichen Tag. Er trommelte leicht mit den Fingern an die Scheiben. Man hätte ihn für einen Künstler halten können, so rasch und doch anmutig waren die Bewegungen seiner Hände, so sicher summte er dazu eine Melodie, in der fast etwas Schwermütiges aufklang.

Lukas trat zu ihm. „Ich kann nicht, Stephan. Es steht soviel dazwischen. Der Tod des Vaters und . . ."

Goldiner wandte sich herum und blickte ihn an, wieder ganz Gegenwart. Diese lebensprühenden, überzeugenden Augen, sein ganzes Wesen lag in ihnen.

„. . . im Herbst, wenn das Trauerjahr vorbei ist, soll ich das Erbe des Vaters übernehmen. Und dann, es ist noch eines, das mich bindet . . ."

Leicht legte ihm Goldiner die Hand auf die Schulter.

„Ich verstehe dich, Lukas, du mußt bleiben!"

Welch ein Glück, daß die Mutter eben in diesem Augenblick in die Stube trat! Sie hatte wohl die letzten Worte gehört; denn ihre Sorge schien weggewischt, so fröhlich und aufgeräumt war sie. In feierlichem Zeremoniell servierte sie dem Gast, ein wunderbar duftendes Stück Geräuchertes in der einen und eine Schüssel Sauerkraut in der anderen Hand. Der Tisch war gedeckt, Anselm war gekommen und hatte ein paar Begrüßungsworte mit Goldiner gesprochen. Nachdem die Mutter die Teller auf den Tisch gestellt hatte, ging man an den Tisch. Zuerst wurde gebetet. Alle standen um den Tisch, die Mutter hielt Klein Nelda im Arm. Der Fioller pflegte beim Beten immer die Hände auf den Tisch zu legen und die Augen zu schließen. Nur selten blinzelte er manchmal zum einen oder anderen seiner Buben. Jetzt stand Lukas an des Vaters Platz, rechts von der Mutter, linkts davon Anselm. Als sie sich dann hinsetzten, Goldiner saß neben Lukas, schöpfte die Mutter aus der großen Schüssel die gute, wunderbare Gerstensuppe in die Teller. Es roch nach Geräuchertem, die Suppe war milchig, und es war schon ein Vergnügen, zuzusehen, mit welch mütterlicher Würde und Liebe sie ihres heiligen Amtes waltete.

„Eßt tüchtig", pflegte sie zu sagen, „eßt, damit euch die Arbeit leichter wird!"

Viel wurde im allgemeinen beim Essen nicht gesprochen, das hatte der Fioller so eingeführt. Der Fioller hatte immer gesagt, das Essen sei mehr wert als das Reden; aber heute ließ man, zu Ehren des Besuches wohl, der munteren Rede freien Lauf, und als sich Lukas nach dem Mittagsmahle eine Pfeife Tabak anzündete, sagte die Mutter:

„Und nun, Lukas, wirst du wohl Herrn Goldiner Fioll zeigen, wie?" Es zuckte dabei schelmisch um ihren Mund.

„Gewiß, sie hat gehört, was Goldiner sagte!" dachte Lukas. Es konnte nichts Besseres geschehen.

„Er soll doch sehen, daß es sich lohne, diesen Hof wieder ganz flott zu machen, und daß er es wert ist, ihm zuliebe auf vieles zu verzichten!" Dankbar nickte ihm die Mutter zu.

Anselm ging ins Feld hinaus. Er hatte nicht viel geredet heute. Bevor er gegangen war, hatte er Goldiner nur gefragt:

„Bleiben sie lange hier?"

Ganz aus seiner Art war er, dieser Anselm. Was war denn plötzlich in ihn gefahren?

„Morgen früh muß ich wieder fort."

Schade! Sie sollten länger bleiben. Vielleicht könnten Sie noch die Eröffnung des Kraftwerks in Tschoi mitmachen. Und überhaupt, es müßte Sie doch interessieren, wie auf unserem Berghof nun, nach der Katastrophe, alles erneuert und modernisiert wird."

„Wir sprachen schon davon, Anselm!" fiel ihm Lukas ins Wort, „hast du wegen der Turbinenrohre alles veranlaßt?"

„Speculini stellt das Fuhrwerk!" Anselm hatte noch immer jenen unheimlichen Ausdruck im Gesicht. Doch, als hätte er sich anders besonnen, trat er plötzlich zur Seite.

„Gut!" sagte Lukas und erhob sich, „und jetzt, Goldiner, komm!" —



Als sie im sinkenden Abend zurückkamen und über den Hof gingen, klang die Geige vom Turm herab.

Goldiner blieb überrascht stehen. Er war glücklich, wenn er Musik hörte, er der im Höllenlärm des Stahlwerkes sein Leben verbringen mußte.

„Das ist ein Lied von Schubert!" sagte er und horchte ergriffen.

„Es ist mein Bruder Christoph. Er kam gestern krank heim. Übrigens, er soll später das Kraftwerk übernehmen!"

Sie blieben eine Weile unter den Bäumen des Angers und lauschten den Klängen der Geige.

„Dein Bruder spielt schön. Beim Geigenspiel spürt man schnell, ob das Herz des Spielers mitschwingt im Ton, ob sich Seele und Herz verbinden oder ob es nur leere Technik ist. Was macht Christoph, dein Bruder, sonst?"

„Christoph ist das Rätsel von Fioll. Die Mutter hängt sehr an ihm. Er ist halb wie eine Figur aus den Dolomitensagen, halb ein Kind noch, und ich kann nicht ganz zurechtkommen mit ihm, wie er es mit sich selber nicht kann. Er sucht nach einem Weg und kann ihn nicht finden, im Grunde seiner Seele ist er tief unglücklich, und deshalb hat ihn die Mutter besonders in ihr Herz geschlossen."

Goldiner holte tief Atem.

„Ihr Brüder von Fioll habt ein Erbe zu verwalten, nicht nur den Hof. Fioll! Wie dieser Name klingt. Wie hat es mich erfreut, sooft du davon sprachst! Und nun liegt es vor mir, dieses Fioll, schöner noch, als ich es in Erinnerung hatte. Fulpmes draußen, das Dorf meiner Kindheit, ist schön. Doch es ist nur ein einsames Bergtal, aber Fioll, Lukas, Fioll ist eine Welt!"

Die Augen gingen ihm fast über vor Freude.

Er sah über die Felder und Wiesen hin, sah den Wald, die Berge. „Der Langkofel! Euer Berg, ich weiß es. Ja, gerade so mußte euer Berg sein. Nicht sachte aufsteigen, allmählich nur den Menschen höher führend, sondern in jähem Aufsprung den Himmel stürmend, ein Berg, der ein mutiges Herz fordert!"

„Und alle Herzen bindend, die ihn gerne mögen", lächelte Lukas und horchte über den Anger hinüber.

„Komm!"

„Wo führst du mich hin?"

Lukas öffnete das Gatter.

„Das ist Tschelm, der Hof unseres Nachbarn!"

„Ja, aber ich habe doch kaum Fioll noch gesehen", meinte Goldiner und hob erstaunt die Brauen.

Es war die Zeit, da das Vieh zur Tränke getrieben wurde. Ein Mädchen stand am Brunnen. Das helle Linnen umschloß die jugendlich straffe Gestalt.

„Das ist Ev", sagte Lukas ernst, „die schöne, brave liebe Eva Senn!"

„Und dies — du ahnst es wohl, Ev, oft genug hab' ich dir von ihm erzählt —, ist Stephan Goldiner, mein guter Freund!"

„Und ich komme eben aus dem Stalle", meinte Ev verlegen und trocknete die Hand, die sie am Brunnen gewaschen hatte, an der Schürze ab, „ich kann ihnen nicht einmal die Hand geben. Aber so ist er, der Lukas! Alles so plötzlich!"

„Ja, so ist er", wiederholte Goldiner mit einem Lächeln in den Augen, „er zeigt die Menschen, die er liebt, nicht bei der Parade, sondern mitten in der Arbeit. Mich, zum Glücke, liebt er nicht, sonst würde er Sie zum Stahlofen führen, um mich zu zeigen, mich fürchtet er bloß."

„Die Mutter läßt dir sagen, Ev: Mein Bruder Christoph ist glücklich heimgekommen! Du möchtest ihn, bitte, bald einmal besuchen!" sagte Lukas.

„Christoph, Gott sei es gedankt, wir hatten doch alle Sorge um ihn", meinte Ev und trieb die Kühe, die mutwillig um den Trog sprangen, zurück, „mir schien doch schon vorhin, als hätte ich seine Geige klagen hören!"

Goldiner faßte ihre Hand, die sie zögernd reichte.

„Wer mit Lukas leben will, hat es nicht leicht!" meinte er, „davon könnte ich ein Lied singen!"

„Ich will es gar nicht leicht haben!" rief Ev und erschrak sogleich über ihr kühnes Wort.

Doch sie sah, wie sehr es Lukas gefiel, und wurde über und über rot in ihrem hellen, frohen Gesicht.

Die Kühe drängten wieder zum Stall.

Ev verabschiedete sich.

Lukas sah ihr nach. „Im Herbst wird sie Bäuerin werden auf Fioll!" sagte er.

XV

Als er die Geige wieder hörte, sprang der Kreuzschnabel wie verrückt im Käfig hin und her, kreischte, pfiff, schrie, kurzum, brachte alles an Jubel, was in ihm war, hervor, um seine Freude zu zeigen.

„Ich spiele ja auch für dich allein!" winkte ihm Christoph zu, „für wen sollte ich sonst auch spielen?"

Die Mutter kam leise auf den Zehen, strahlende Freude im Gesicht.

„Wie schön du heute wieder spielst, Christoph. Wie freue ich mich, doch es strengt dich wohl sehr an?"

„Nein, Mutter, gar nicht!"

Er saß aufrecht im Bett, die Noten hatte er auf die Decke gebreitet, die über den hochgezogenen Knien lag.

„Soll ich nicht das Fenster schließen? Der Nebel steigt aus dem Tal herauf. Der Abend wird kühl!"

Da lächelte Christoph: „Nein, du sollst auch das zweite Fenster auftun, Mutter, weit, weit!"

Bis spät abends hörte Agnes, wie er spielte. Es kam ihr völlig anders vor, sein Spiel, als läge nun eine ganz eigene Unruhe darin, die sie früher nie gehört hatte.

Als Ev auch am nächsten Tage nicht herüberkam, ging die Mutter selbst nach Tschelm hinüber.

„Ev habe ich nach Seis geschickt", sagte die Tschelmerin und schob die Töpfe auf dem Herde zusammen, „immer schon hat sie diesen Besuch verschoben. Und es geht doch um sovieles dabei. Ihre alte Patin ist doch so extra, so leicht gekränkt. Heute hat sie sich endlich auf den Weg gemacht!"

„Ich wollte Ev wegen der Wolle fragen", meinte Agnes, ohne sich niederzusetzen, „sie sagte mir, es wäre ihr recht, wenn ich ihr etliche Strähnen von der schwarzen zur Seite legen würde. Ich weiß nicht, wofür sie die Wolle braucht."

„Ich weiß nichts von einer Wolle!" erwiderte die Tschelmerin und stellte das Geschirr in den Kasten.

Agnes griff nach der Tür.

Auf der Schwelle wandte sie sich noch einmal zurück: „Wenn Ev kommt, schickt sie zu mir. Ich möchte bald wissen, wie ich dies mit der Wolle einteilen soll!" —

Christoph aber spielte diesen Abend wieder lange, bis er vor Erschöpfung müde in das Kissen sank.

Am nächsten Tage kam der junge Franziskaner, Pater Hilarius, nach Fioll. Er hatte von der Rückkehr des lange Vermißten erfahren und wollte hören, wie es ihm ergangen war. Aber Christoph schwieg und fand keine Worte, ja er wurde immer verstockter, je freundlicher der Pater ihm zuredete.

„Nein, ich war nicht bei den Hirten des Travenanzes."

„Warum willst du nicht erzählen? Schau, sprich dir vom Herzen, was dich drückt, und bete, ein Gebet hilft immer." —

Zornig fuhr Christoph auf: „Was kann mir ein Gebet helfen? Ich habe Leute gesehen, die nichts im Magen haben und keine Schuhe an den Füßen, oder solche, die von einem wilden Wasser verschlungen werden; genau wie ihr denen mit euren Gebeten nicht helfen könnt, könnt ihr auch mir nicht helfen!"

Die hereinkommende Mutter hatte die letzten Worte Christophs gehört: „Schäme dich, so zu sprechen", sagte sie, „der Pater hat dir helfen wollen, du aber verlangst Wunder von ihm, ohne sie verdient zu haben. Weißt du nicht, daß Demut und Ehrfurcht die schönsten Tugenden sind?"

Während dieser Worte noch hatte Hilarius ein kleines Büchlein aus der Tasche gezogen, sich zu Christoph, der noch kränklich war, gesetzt und diesen gefragt, ob er ihm einen schönen Gesang vorlesen dürfe, ein Lied, das schön sei und von einem großen Dichter stamme, dem heiligen Franziskus von Assisi:

Höchster, Allmächtiger, gütiger Herr,
Dein ist die Verherrlichung, aller Ruhm,
Die Ehre der Benedeiung!

Dir, o Höchster, allein gebühren sie,
Und kein Mensch ist würdig,
Dich zu nennen.
Gepriesen seist Du, o Herr,
Mit allen Deinen Geschöpfen,
Vornehmlich mit der edlen Schwester Sonne,
Die uns den Tag schenkt durch ihr Licht.
Wie schön ist sie and strahlend in großer Pracht,
Von Dir, o Höchster, ist sie ein Zeichen.
Gepriesen seist Du, Herr,
Durch den Bruder Mond und die Sterne,
Am Himmel hast Du sie geformt
Klar, köstlich und schön.
Gepriesen seist Du, mein Herr,
Durch den Bruder Wind,
Durch die Lüfte und Wolken,
Durch die strahlenden Himmel und jegliche Wetter,
Durch die Du Deinen Geschöpfen das Leben erhälst.
Gepriesen seist Du, o Herr,
Durch unsere Schwester, das Wasser,
Das so überaus köstlich, keusch
Und voller Demut ist,
Uns Labsal und Freude spendend.
Gepriesen seist Du, mein Herr,
Durch unseren Bruder, das Feuer,
Durch das Du die Nacht erleuchtest,
Das schön ist und fröhlich,
Stark und voll wilder Kraft.
Gepriesen seist Du, mein Herr,
Durch unsere Schwester, die Mutter Erde,
Die uns ernährt und leitet,
Uns mannigfache Früchte schenkt
Und farbenlose Blumen und Kräuter.
Gepriesen seist Du, mein Herr,
Um derentwillen, die verzeihen aus Liebe zu Dir
Und Verfolgung dulden und Not.
Selig, die dulden in Frieden,
Denn Du, Höchster, wirst sie krönen.
Gepriesen seist Du, o Herr,
Durch unseren Bruder, den leiblichen Tod,
Kein Mensch kann lebend ihm entrinnen,
Und Wehe denen, die sterben in Sünden.
Selig, die erlöset werden in Deinem heiligsten Willen,
Der zweite Tod wird ihnen kein Leides tun.
Lobet und preiset den Herrn!
Danket und dienet ihm
In großer Demut!

Christoph richtete sich auf: „Hab' Dank, lieber Hilarius, für die guten Worte, mein Herz ist leichter geworden."

Die Mutter stand leise auf und ging schweigend und von der Schönheit des Gedichtes ergriffen mit dem jungen Franziskaner hinaus.

Christoph griff wieder zur Geige. Schön und voll setzte er den Bogen an, kräftig und klar führte er ihn über die wohlklingenden Saiten. Das Lied wurde ein sehnsüchtiges Suchen — ein Seufzen und Schluchzen, das allmählich erst aus dunklen Tiefen in befreiendes Jubeln überging. Weiß Gott, dachte die Mutter, der Christoph ist ein Künstler, und das gleiche dachte wohl jeder, der ihn heute hörte. Da klopfte es an der Tür.

Christoph setzte ab. Das Herz schlug ihm heftig. Es war nie Brauch gewesen, daß Ev geklopft hatte, wenn sie in die Dachkammer gelaufen kam. Doch es war ja alles anders nun.

„Ja!" rief Christoph.

Behutsam, ohne einen Laut, ging die Klinke nieder. Einen engen Spalt nur öffnete sich die Tür.

Was aber Christoph in diesem Augenblick sah, schien ihm das Lieblichste zu sein, was es auf Erden gab. Im schmalen Ausschnitt zwischen Flügel und Ramen sah er jenes zarte, liebe Antlitz, das er in den einsamen Stunden seiner Verbannung immer wieder beschworen hatte, reiner noch, strahlender in seiner Frische, schöner, als alle Kraft der Phantasie es nachzubilden vermochte. Die flaumzarten Wangen, leicht wie von einem Hauche gerötet, das helle Haar, in kecken, übermütigen Locken in die Stirn geringelt, die ebenmäßige schöne Nase, der feine Mund, der, halb verlegen, halb kühn, ihm entgegenlächelte . . . .

„Stör' ich, Christoph? Du spielst!"

Wie Ev nun, ohne den Fuß über die Schwelle zu setzen den Oberkörper leicht nach vorne beugte, fragend! Diese zarte Bewegung vollendeter Anmut! Ach, wie glücklich war Christoph!

„Ev, meine liebe Ev. Komm herein, komm herein!"

Wie hell wirkte ihre junge, schlanke Gestalt! Ja, Ev war gewachsen: Er wird sich strecken müssen, wenn er dann an ihrer Seite über die Felder hinauf in den Lärchenwald geht. Wie das eng anliegende, sommerlich leichte Kleid die Formen des jungen Körpers umschloß, die zarte, kräftige Brust, die weichen Linien der Hüften! —

Christoph sah, wie Ev, nähertretend, erschrak.

„Wenn ich dich nicht an deiner Geige erkannt hätte . . .", sagte sie unsicher.

„Ja, Ev, viel ist geschehen, seit wir uns das letzte Mal sahen."

Er stützte sich auf die Elbogen und streckte ihr seine Hand entgegen.

Wie lang und schmal war diese Hand geworden, ganz durchsichtig, das Blut schimmerte rot durch die zarte Hand.

„Du bist anders geworden, Christoph!"

Er konnte sich noch immer nicht an diesem Anblick satt sehen. Er hielt ihre Bestürzung für kindliche Scham. Wie im Traum gab er Antwort.

„Das macht der Bart!"

„Du solltest dich rasieren, Christoph!"

„Ja, das werde ich, Ev!"

„Dann siehst du gleich jünger aus!"

„Das will ich gar nicht. Ich will endlich erwachsen genug aussehen, älter als Lukas und Anselm!"

„Deine Mutter sagt, drei Wochen müßtest du noch liegen, dann wärest du gesund!"

„Das hängt gar nicht vom Liegen ab, Ev!"

„Aber du sollst liegen!"

Er horchte ihrer Stimme nach. Er glaubte, ihr Herz darin pochen zu hören, ein Herz, so des Glückes voll, daß es alle Kraft brauchte, um zu verbergen, was in ihm erwacht war.

Christoph mußte an seine Blumen denken im Garten, an die Rosen zum Beispiel. Wie armselig, wie einfältig waren doch dise Knospen. Alles an

ihnen schien noch so unfertig, so halb, so, als könne nie etwas Richtiges daraus werden. Da — ein wilder Regen am Morgen, die helle Sonne dazu, und aus dem zarten, verschlossenen Gebilde wuchs eine ganze Welt voll Farbe, Licht und Duft. So war es mit Ev geschehen, mit dieser verhaltenen, ein wenig knabenhaften Ev, die ihre blonden Haare nicht bändigen konnte und deren Augen beim Lachen die Farbe wechselten. In dieser Liebe, der zarten, unausgesprochenen Liebe, aber war sie nun aufgeblüht, war ganz das liebende Mädchen geworden. Alles Derbe, Eckige hatte sich in Anmut aufgelöst, alles an ihr war Liebe, reine, keusche Liebe, selbst wenn sie bloß mit rascher Hand den Stuhl an das Bett rückte.

Ein Schatten streifte über ihr Gesicht.

„Warum bist du geflohen, Christoph?"

Gewiß hatte sie viel gelitten. Die kleine Falte des Unmutes auf der hellen Stirn, vielleicht kam sie von den einsamen Nächten, in denen sie vergeblich auf seine Rückkehr gewartet hatte. Wie schmerzlich und doch wie göttlich schön war es, dies zu wissen!

„Ich mußte, Ev!"

„Im Unglück sollten doch alle zusammenstehen. Du aber hast uns verlassen, ohne Gruß, ohne Zeichen . . ."

Nicht mehr die liebende Ev war dies. Wie bitter ihre Worte, wie hart ihre Anklage! Ja, schweres Leid hatte er ihr zugefügt. Sie hatte ein Recht, so zu sprechen.

„Ich mußte, Ev, ich mußte! Es war die Schuld, verstehe mich, die Schuld, die mich trieb. Du weißt doch, wie alles geschah."

„Schuld, Christoph? Ich sehe nur eine einzige Schuld: daß du uns so verließest!"

Er schüttelte den Kopf. Fester faßte er ihre Hand.

„Immer war etwas vom Leid in der Freude, wenn du bei mir warst, in der hellsten Freude, Ev. Weißt du noch ,wie wir uns im Surlay verirrten? Nacht wurde es, ich spielte, damit uns die Leute fänden. Kennst du sie noch, die kleine Melodie?"

Er zupfte die Saiten an.

„Dir erzähl ich es, Ev, bei den Hirten und Bauern, die dieses Liedchen singen, bin ich gewesen!" Er versuchte zu lächeln.

„Und nun macht Lukas einen See aus Surlay!" meinte Ev gedankenverloren.

„Mir ist es leid darum. Es war ein großes geheimnisvolles Reich, dieser Hof des Surlayer. Doch Lukas wird schon wissen, weshalb er dies tut. Lukas hat immer recht. Er meint es so gut mit mir. Ich soll später das Werk übernehmen! Hast du es schon gehört?"

Ev lachte wie befreit.

„Das wird nicht leicht für dich werden!"

„Ja ,Ev, wohl etwas so, als müßte Lukas einmal vom Geigenspielen leben, nicht wahr?" meinte Christoph.

Ev mußte herzlich und laut lachen, nein, der Lukas und Geigenspieler!

Christoph ärgerte sich darüber. Hart, daß Ev darüber erschrak, fuhr er fort: „Ich muß mein Leben ändern, Ev. Ich muß eine Existenz haben. Bauer bin ich keiner, nicht einmal Knecht. Wovon sollte ich leben? Wie sollen andere Menschen an mich glauben können? So lerne ich jetzt — aus Büchern zuerst, denn das geht am leichtesten — Elektrotechnik. Lukas meint, es sei ein Kinderspiel, das Werk zu bedienen: Die Schalter, die Uhren, den Zeiger des Wasserstandes. Dann die Zähler kontrollieren, die Rechnungen schreiben — eigentlich gefällt es mir ganz gut. Nur meint Lukas, ich sollte auch installieren lernen. Das wäre freilich schwerer!"

„Hat Lukas gesagt, wann das Werk fertig wird?" fragte Ev.

„Bis zum Herbst, meinte er. Ich muß mich beeilen. Vormittags lerne ich, nur abends spiele ich. Ich soll dann einige Monate im Kraftwerk der Gemeinde praktizieren. Übrigens kann ich auch während meines Dienstes musizieren, wenn es mich freut. Der Dynamo ist laut genug, daß mich niemand anders hört, nur ich mich selbst. Das genügt. Hauptsache, daß ich mir meinen Unterhalt verdiene; denn von Fioll will ich nichts nehmen. Soweit ist alles sicher. Freust du dich nicht auf die Zukunft, Ev?"

Sie schrak zusammen. Ach, wo waren ihre Gedanken hingeeilt?

„Gewiß freue ich mich, Christoph", nickte sie, „um deinetwegen!"

„Wie wenig er doch Lukas ähnlich ist", dachte sie, während sie dies sagte, „alles an ihm ist anders!"

„Ich bin nur heimgekehrt", begann Christoph wieder mit bebender Stimme, „weil ich mit dir sprechen wollte. Wir sind keine Kinder mehr, Ev. Du bist groß geworden . . ."

Ev bemühte sich, unbefangen zu bleiben. Sie lachte laut heraus. „Wie geht es, das Verslein?" Ihr Lachen klang schrill, ein wenig übertrieben:

„Am gleichen Tag zur Welt gekommen,
die Tauf' am gleichen Tag genommen,
am gleichen Tage zur Schule wieder,
und alle Spiele, Scherze, Lieder
am gleichen Tag!
Sag mir, was das bedeuten mag?"

„Laß die Kindereien!" sagte Christoph unwillig; „ich will mit dir ernstlich reden, Ev, hörst du? — Die Mutter hat gesagt . . ." Er hielt inne. Schwer ging sein Atem. Stockend nur kamen die Worte: „Ich habe in der Einsamkeit über uns beide nachgedacht. Viel, Ev! Ich muß wissen: Ist noch eines, das mich an die Heimat bindet, wenn mich der Fluch des Vaters in die Welt jagt? Ist deine Liebe . . . ."

Ev war aufgestanden. Eine flammende Röte schlug ihr in das Gesicht.

„Aber Christoph, was sprichst du da?"

Es war ihr, als klaffe der Boden auf vor ihren Füßen.

„Bleib, Ev!" rief Christoph, „ich muß es genau wissen . . ."

„Du bist noch sehr krank!"
„Nicht in dem, was ich empfinde!"
„Kein Wort mehr, Christoph!"
„Ev, so höre! Es kommt so plötzlich über dich. Ich kann es verstehen. Du mußt dich erst fassen. So meint es auch die Mutter. Ich möge warten! Aber, habe ich nicht lange, viel zu lange auf diesen Augenblick gewartet?"

Ev krampfte die Finger um die Klinke.

Morgen abend, Ev!" rief Christoph ihr nach, „doch nimm dies!"

Er wühlte hastig unter den Polstern.

„Ich habe es geschrieben in meiner Verlassenheit, Briefe, Gespräche, Bekenntnisse, nenne es, wie du willst, für dich geschrieben."

Er hielt ihr zornig und mit bebenden Händen die losen Blätter entgegen: „Nimm!"

Ev, schon in der offenen Tür, griff, ohne zu sehen, nach einem der Blätter hin, nahm es an sich, um loszukommen, und stürzte aus der Kammer.

Als Ev mit sich allein war, las sie unter Tränen die Zeilen, die hastig, wie im Fieber hingeworfen schienen:

„Und eines ist: Die Blumen!
Und eines: der Wald!
Und der Himmel darüber.
Nichts davon ist um mich.
Einsam bin ich, verlassen.
Doch in dir werde ich alles finden:
den Atem der Blumen,
des Waldes Frische
und den Himmel, ewig und klar.
Du bist mir die Heimat!"

Ev zerriß das Blatt in ihren Händen. Oh, welche Qual! Warum mußte dies alles geschehen?

Warum schwieg Lukas? Er, den sie liebte mit der ganzen ungeteilten Kraft ihres Herzens?

XVI

„FIOLL?" sagten die Bauern auf dem Kirchplatz und zuckten ungewiß die Achsel.

„Fioll?" meinten die Weiber und blinzelten einander vieldeutig zu. Fioll — wo gab es einen Hof im Lande, über den soviel zu reden war?

Der Fioller tot, der Hof ohne Bauer! — Dies allein war schon arg genug.

Die Bäuerin noch in ihrer besten Kraft. Jünger noch galt sie, als sie war, weil Nelda, die Tochter, noch ein Kind war. Wo hatte jemals eine Bäuerin übergeben, der noch kleine Kinder an den Kitteln hingen?

Außerdem: Sie war von drüben. Unberechenbar blieb alles an ihr. Gewiß, mit fester Hand hielt sie den weitläufigen Besitz zusammen. Das mußte man ihr lassen. Auch wenn es dabei, wie mit dem Kraftwerk, groß aufging. Doch wohin zielte sie selbst?

Und diese Söhne!

Lukas war der Erbsohn, doch Anselm der Bauer. Ihm allein gab das Dorf Fioll. Und es schien sich auch, so meinte man im Dorfe, nun doch in diesem Sinne zu entwickeln. Wer hatte ihn nicht gesehen, den Mann aus der Steiermark, der unter der Maske eines harmlosen Besuchers verbarg, daß er einer der wichtigsten Männer der Österreichischen Alpinen Montangesellschaft war, dem Fabriken, Hochöfen und der ganze Erzberg unterstanden und mehrere tausend Arbeiter! Viele Hunderte von Eisenbahnwagen werden dort täglich verladen. Millionen Tonnen werden vom Erzberg Jahr um Jahr abgebaut. Daß Ambosser, der Schmied, darüber schwieg, machte die Sache nur noch geheimnisvoller. Der Fremde, so hieß es, hätte Lukas ein Angebot gemacht. Schwindelnde Zahlen, die man nur flüsternd weitergab! Lächerlich, habe er gesagt, wenn ein Kerl wie er nur so ein Kraftwerk baue, niedlich wie ein Spielzeug, als hinge die Weltgeschichte davon ab, ob der Rojenberg Licht habe oder nicht. Einfach lächerlich!

Also doch: Anselm! Längst schon, so sagte man, wollte er gehen und lieber auf einem fremden Hof Knecht sein als daheim. Welcher Bauer hätte es nicht wie einen Haupttreffer genommen, einen Knecht wie Anselm? Daß Anselm trotzdem blieb und auf das Feld ging und in das Holz, ja, darüber konnte man sich doch seine Gedanken machen!

Und der dritte, dieser Geiger? Christoph, über den man im Dorfe nicht gerne sprach? Nannte man seinen Namen, so nebenbei nur, dann mit einem Lächeln des Mitleides auf den Lippen, als wäre es der Natur zu verzeihen, wenn sie neben etwas so Ganzem, wie Anselm war, auch etwas Halbes . . . Christoph — wer hätte dies jemals gedacht? — war ständig auf der Baustelle und machte sich nützlich. Ja er war sozusagen die rechte Hand von Lukas.

Rätsel über Rätsel! Und überdies, war es nicht an der Zeit, daß die Fiollersöhne sich nach den Töchtern des Dorfes umsahen? Drei ledige Mannsbilder auf einem ledigen Hof! Verkehrt, wie alles auf Fioll ging, so meinte man im Dorf, würde wohl der Geiger der erste sein, der seiner Mutter eine Schwiegertochter in das Haus spielte.

Je näher ein Hof bei Fioll lag, desto heftiger war der Anteil, den man daran nahm.

Der Stampfeterhof lag nahe, genug. Und es war nicht zufällig, daß sich die Stampfeterischen so leidenschaftlich um Fioll kümmerten.

Anselm hatte beim Stampfeter an dem runden lärchenen Tisch schon seinen sicheren Platz, mit dem Rücken gegen die vertäfelte Wand. Die beiden Stampfeter, der Vater, der Sohn saßen lieber umgekehrt auf der runden Bank davor; denn es machte ihnen Beschwerde genug, mit ihrer Leibesfülle hinter den Tisch zu rutschen.

Seit der junge Stampfeter im Rausche beim Lammwirt allzu laut geschrien hatte, daß er bloß warte, bis den Alten das „Schlagl" treffe, freute diesen das Leben um so mehr. Doch es konnte geschehen, daß er das Weinglas mitten im Zuge absetzte und den ganzen Abend keinen Tropfen mehr trank, so sehr ihn auch der Junge zu überreden suchte. So blieb denn auch diesem nichts

anderes übrig, als das Weinglas früher niederzusetzen, als ihm lieb war; denn er konnte sich das Gespött der Leute denken, wenn ihn das „Schlagl" früher traf als den Alten.

So mußte Anselm gewissermaßen die natürliche Ordnung beim Stampfeter wieder herstellen und den Wein trinken, den der Alte wie der Junge, wenn es gegen Mitternacht ging, stehenließen.

Trine, die Stampfetertochter, saß im Erker und strickte, solange Anselm in der Stube war. Die ganze Verwandtschaft hatte sie schon mit Strümpfen versorgt; aber sobald Anselm zugegen war, verzählte sie sich bei den Maschen. Deshalb strickte sie, seit der Fiollersohn auf den Hof kam, stets am gleichen Strumpf, links wie rechts, den sie auswendig, ohne zu zählen, treffen konnte. Im übrigen war sie ein derbes, kraftvolles, gesundes Frauenzimmer, nicht jung, nicht alt, nicht gerade schön, nicht gerade häßlich, eine, von der man sagte, sie sei ein tüchtiges, rechtschaffenes Weibsbild.

Doch war sie die Fleißigste in der Arbeit und griff zu wie ein Mann, so daß die Leute sagten, auf dem Stampfeterhof gäbe es, was nicht den Wein, sondern die Arbeit angehe, nur ein einziges Mannsbild, und das habe einen Kittel an.

Ob es wahr sei, meinte der junge Stampfeter über den Tisch hinüber, daß Lukas schon im Herbst einstehen würde bei dem kleinen General?

Anselm sah in sein Weinglas nieder. Er war mit seinen Gedanken woanders.

„Ja, morgen fangen wir die Mahd an", sagte er „wenn das Wetter tut, heißt das!"

Jetzt fing der Alte an: „Recht hat er, der General, wenn er sich so einen wie der Lukas holt. An dem Kraftwerk sieht einer, was der Lukas kann. Wie gezaubert wächst es aus der Erde. Der Lukas, ja, der treibt die Welt um!"

Anselm hob den Kopf und blickte lange durch das Fenster.

„Es zieht auf über dem Ritten", meinte er, „das gibt morgen eine nasse Mahd!"

Und wieder der Junge: „Wenn ich General wäre, gleich hätt ich ihn mitgenommen, den Lukas!"

Schweigen über den Tisch.

Anselm war mit der Beobachtung des Wetters fertig.

„Etwa, daß sie doch verregnet wird, die Mahd!" sagte er.

Mahd hin, Mahd her! Es kam an diesem Abend kein richtiges Gespräch zustande.

Trine stand auf und nahm die leere Flasche. Sie kam mit der vollen wieder und sagte: Der Keller dunstet arg. Ich mein' doch, daß es in die Mahd regnet!"

Es war selten genug, daß Trine ein Wort in das Männergespräch einbrachte. Gelang es ihr, dann war sie froh darüber, daß ihr die Nadeln durcheinander gerieten. Es klapperte eine Weile unruhig vom Erker her.

Wieder war sie eine Weile still.

Der junge Stampfeter wetzte unruhig auf seinem Platze, ein Zeichen, daß er etwas Besonderes vorhatte.

„Mir paßt er ganz und gar nicht!" begann er.

„Wer?" fragte der Alte unschuldig, obwohl er gut wußte, wen dern Junge meinte.

„Der von drüben! Der über die Woche schon oben steckt bei euch. Wie heißt er doch, Anselm?"

„Aldian", sagte Anselm, ohne aufzusehen, „Vitur Aldian!"

Die beiden taten, als wäre ihnen dies furchtbar gleichgültig.

Der Junge kniff die Augen ein wenig ein, als ziele er auf etwas, was schwer zu treffen wäre.

„Dann adieu, Fioll!" sagte er gelassen. „Dann könnt ihr alle gehen: Lukas, du, Anselm, und Christoph auch. Vielleicht, daß er Nelda läßt, weil er gar so schön tut mit ihr!"

Und der Hof wird welsch!" sagte der Alte so ruhig, als spräche er von etwas, was sich ganz von selbst verstehe.

Anselm schoß auf: „Was redet ihr da?"

„Nichts Kritischeres in der Welt", sagte der Alte, als hätte er seine Frage gar nicht gehört, „als eine Witwe in den Vierzigern. Zu alt, um im Brauch zu bleiben, zu jung, um Fried' zu geben!"

„Laßt meine Mutter aus dem Spiel!" rief Anselm. Die Zornadern schwollen ihm an.

„Hock nieder und hör zu", sagte der Alte und zwang sich zur Ruhe; denn er wußte, daß für Leute, die auf das "Schlagl" warteten, nichts schlechter wäre als eine Aufregung wie diese. „Was soll da Unrechtes sein? In etlichen Wochen ist das Trauerjahr um. Dann muß sich die Fiollerin entscheiden, so oder so. Langsam wachsen die Zirben überm Joch und langsamer noch die Leut! Mit vierzig kommen die von ‚drüben' erst richtig in den Saft. Kriegt doch der Kleinmichel in Gufidaun von seiner Grödnerin, die ein Trumm schon über die Fünfziger ist, noch die ganze Stube voll. Der welsche Doktor, der Gentili, der ist es nicht! Der ist selbst fest genug im Geschirr. Aber der eine da — wie nennst du ihn? — der Aldian, der paßt mir nicht. Der sieht danach aus, als wollte er . . ."

„Wegen einer Erbschaft ist er gekommen. Der Bruder meiner Mutter, der Siron führt . . .' fuhr Anselm dazwischen.

Der Küenzl von Seis wär' mir lieber", unterbrach ihn der Stampfeter barsch, „der neulich in Fioll war, den Stier anzuschauen. — Er wollt' nicht den Stier allein sehen! Der ist selber ein Witwer und weiß, wie das ist. Außerdem ein gesetzter Mann, Bauer wüßt' ich mir keinen besseren! Und dann: der Hof bliebe im Land!"

„Und geht es bloß um dieses: Wen kriegen wir in die Nachbarschaft!" half der Junge weiter, „nur keinen von überm Joch drüben!"

Anselm schob das Weinglas zurück. „Ich geh'!" sagte er.

Ohne Gruß ging er aus der Stube.

(Fortsetzung folgt)

Bursen für Priesterstudenten

Im Februar ließ Papst Pius XII. die ganze katholische Christenheit, beten, daß „die Gläubigen die Werke zur Förderung von Priesterberufen unterstützen." Aus den päpstlichen Schreiben geht hervor, daß es sich dem Stellvertreter Christi in dieser Gebetsmeinung um zwei wichtigste Angelegenheiten handelt: 1) die Zahl der Priesterberufe zu vermehren, und 2) daß die Kirche auch um höchste Christusförmigkeit ihrer Priester bete und opfere. Unsere Bursen für arme Priesterstudenten sind eines dieser „Werke zur Förderung von Priesterberufen." Wir opfern, um armen Studenten zum Priestertum zu verhelfen, und wir beten, daß unser Herr Jesus Christus uns nicht nur mehr Priester, sondern immer nur heiligmäßige Priester gebe. Dieses Beten erst macht unser Werk schön in der Schönheit des Übernatürlichen, im Glanz der rein seelischen, uneigennützigen, gottverherrlichenden Liebe zum Herrn. Wolle diese Liebe immer in uns sein und durch uns wirken — zum Nächsten hin und zu Gott hinauf!

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$6,667.22
Mrs. F. Miller, Regina, Sask.	1.00
Mrs. A. Mastel, Regina, Sask.	2.00
Mrs. John Ries, Provost, Alta.	1.00
Mrs. John Bergmann, Langenburg, Sask.	2.00
Mr. Frank Rolheiser, Primate, Sask.	1.00
Mr. Frank Roesch, Saskatoon	5.00
Mr. J. Brost, Macklin, Sask.	2.00
Mrs. Jos. Fischer, Regina, Sask.	5.00
	$6,686.22

★

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	$1,557.87
Mr. Frank Roesch, Saskatoon	5.00
Mrs. Rosa Braxmeier, Vancouver, B. C.	1.00
	$1,563.87

Bitte, sendet euere Gaben an: The Marian Press Box 249, Battleford, Sask.

Frohes und Froehliches

Der Beschuldigte hat den Polizisten beleidigt, indem er zu ihm sagte: "Sie wollen ein Polizist sein? Sie sind ein Schweinhund! Was sie sind, das bin ich auch!"

* * *

Hierauf gingen die Diebe in das Zimmer des Herrn P., entleerten dort eine Flasche Schnaps in das Werk des Musikschrankes, wodurch das Instrument die Stimmung verlor und nicht mehr spielen wollte.

* * *

Lehrer: "Wieviel Augen hat die Katze, Franz?" Franz: "Zwei." — "Wieviel Ohren?" — "Zwei." — Wieviel Beine hat eine Katze?" — "Entschuldigen Sie, Herr Lehrer, aber haben Sie noch nie eine Katze gesehen?"

* * *

Die Oberhausrede: "Gestern hatte ich ein merkwürdiges Erlebnis", erzählte ein englischer Lord einem Bekannten. "Ich schlief und träumte dabei, daß ich eine Rede hielt." — "Nun, das ist doch keineswegs sonderbar", entgegnete der andere. "Schließlich sitzen Mylord ja wirklich im Oberhaus." — "Das wohl", sagte der Lord. "Das Merkwürdige an der Geschichte ist jedoch dies: Als ich aufwachte, stand ich wirklich im Oberhaus, und alle sagten mir, ich hätte ausgezeichnet geredet."

Angebot: "Lieber Herr Lehmann, Sie sind doch Kunstschütze, nicht wahr?"
"Ja, gewiß, warum?"
"Ach bitte, schießen Sie mir was vor, vielleicht zehn Mark!"

* * *

Verzweifelt: Brolle kommt angeheitert aus dem Wirtshaus und will über den Fahrdamm, obgleich die Ampel rotes Licht hat. Entrüstet ruft der Schutzmann: "Zurück und warten, bis Ihre Farbe kommt!" — Gehorsam kehrt Brolle zurück und wartet, wartet. Nach einer Stunde nähert er sich dem Schutzmann: "Herr Wachtmeister, kommt denn nicht bald einmal Blau?"

* * *

Schwarze Weisheit: Vor einigen Jahrzehnten konnte ich im Kenyagebiet einen Obersultan durch sein Gebiet begleiten. Vor jedem Dorf begrüßten ihn die Einwohner freudig: "Adse dzenga!" Das heißt: "Sei willkommen, du Rind!" Ich äußerte meine Verwunderung: "Großer Freund, weshalb nennen dich deine Untertanen ein Rind — weshalb nicht etwas Großes, Erhabenes? Wäre nicht schöner 'Sei willkommen, du großer Löwe'?" Der Sultan erstaunte: "Du weißt nicht, daß der Löwe ein unnützes Tier ist, ein Verbrecher, der die Herden reißt, ja selbst arme wehrlose Menschen tötet? Dem sollte ich gleichen?! — Ist nicht ein Rind das nützlichste Tier auf der Welt? Und soll es nicht jeden Mann erfreuen", hier klopfte er wohlgefällig auf seinen majestätischen Bauch, "ein so starkes und wohlgenährtes Rind zu sehen?"